

LUNA

Weltall

fantastischer Roman



BAND

42

Experiment in der Arktis

J. G. Thleme

60 Pf

Lire 100

Experiment in der Arktis

Utopischer Roman

Von

J. G. THIEME

Vorwort

Der Verfasser, der selbst Genetiker ist, will uns in diesem Roman die Konsequenzen zeigen, zu denen die Wissenschaft von den Atomstrahlen führen kann. Die Radioaktivität, die z. B. auch bei den Atombombenversuchen frei wird oder bei einem Krieg mit atomaren Waffen die Atmosphäre verseuchen würde, verändert die menschliche Erbmasse. Nachdem 9235 Wissenschaftler aller Nationen die Welt auf diese Gefahr aufmerksam gemacht haben, ist es kein Geheimnis mehr, daß die Kräfte, mit denen einige verantwortungslose Forscher arbeiten — oder muß man sagen, leichtsinnig spielen? — zu den grauenhaftesten Folgen führen können. In diesem Sinne soll der vorliegende Roman eine Warnung sein. Er soll den Leser darauf aufmerksam machen, daß bereits sein eigenes Leben bedroht und daß der Fortbestand einer gesunden Menschheit ernsthaft gefährdet ist.

Wie wunderbar die Wege des Schicksals sind! Vielleicht hätte die Weltgeschichte einen anderen Lauf genommen, wenn Elli an jenem Abend nicht hätte tanzen wollen.

Ein altes Grammophon lieferte die Tanzmusik. Die Platten bestanden aus zwanzig Jahre alten „Schlagern“. Unbezahlbar war das verdutzte Gesicht des „gläubigen Thomas“ . . .

Es war nur ein kleiner Kreis von Freunden und Studiengenossen, der sich an jenem Winterabend im Hause des Privatdozenten Thomas Wagner zusammengefunden hatte. Elli war Wagners jüngere Schwester. Sie nannte ihn nur den „gläubigen Thomas“ wegen seiner unzweifelhaften Naivität in den Dingen des täglichen Lebens. Er war ein großer Gelehrter, der gute Thomas, aber — um mit Elli zu reden — „er fiel auf jeden Schwindel herein“.

„Kinder — das Radio hat Influenza . . .“ verkündete Elli. „Thomas hat den ganzen Nachmittag daran herumexperimentiert — das hat der Kiste den Rest gegeben. Er

hat ein ganzes Buch über Radiowellen geschrieben, aber er kann keinen krummen Draht gerade biegen.“

„Soll ich einmal probieren?“ bot Günther Kern seine Dienste an.

„Ach Gott, die Taufliche will einen Rundfunkempfänger reparieren!“ höhnte Elli. „Laß du bloß die Finger davon.“

Günther war beleidigt . . . Es war ja wahr — er lebte in den Tag hinein wie die Tauflichen. Was soll man auch tun, wenn ein gütiger Vater einem soviel Reichtümer hinterlassen hat, daß man den Begriff Geldsorgen nur aus Romanen kennt?

Da mit dem Radio nichts anzufangen war, schleppte Elli ein altes Grammophon herbei. In irgendeinem vergessenen Winkel fand sie einen Haufen Platten. Der gläubige Thomas als chronischer Nichttänzer bekam den ehrenvollen Auftrag, die Platten aufzulegen und die Kiste aufzudrehen.

„Unter den Kakteen — ist es dann geschehn —“ sang gleich darauf eine aufdringlich näselnde Stimme aus dem Instrument.

„Die Platten habt ihr wohl noch von euren Großeltern?“ rief Meyer, der Assistent am Institut für Vererbungslehre war. Trotz seiner geringen Meinung von der Musik eröffnete er sofort und zu Günthers Ärger mit Elli den Reigen.

„Ich fürchte, sie sind alle ein wenig aus der Mode“, entschuldigte sich Wagner und suchte nervös in dem Haufen alter Platten herum. „Vielleicht ist das etwas —“ rief er gleich darauf. „Jedenfalls sieht diese anders aus als die ändern. Habt ihr mal was vom ‚brüllenden Nordlicht‘ gehört?“

„Brüllendes Nordlicht? Großartig!“ rief Elli. „Das wird bestimmt noch schöner als die Kakteen. Komm, Günther —“ rief sie ihrem Verlobten gnädig zu, „diesmal darfst du mit mir tanzen.“

Der gläubige Thomas drehte sorgfältig den Apparat auf, setzte mit methodischer Genauigkeit eine neue Nadel ein und legte dann in seiner pedantischen Art die bewußte Platte auf. Es sah beinahe feierlich aus, und alle lachten. Die Platte drehte sich, er setzte die Schalldose auf — man hörte nur einen kratzenden Ton.

„Na — geht's bald los?“ rief Elli.

Der gläubige Thomas sah nach dem Apparat — sein verdutztes Gesicht war unbezahlbar. Die Platte drehte sich — aber es kam kein Ton aus dem Instrument.

„Er hat die Nadel vergessen, der zerstreute Professor!“ rief einer.

Wagner wurde rot. Nervös fuhr seine Hand in den kurzen Spitzbart. Er beugte sich über das Grammophon — er war kurzsichtig — und betrachtete es ängstlich.

„Nein, nein — die Nadel sitzt drin —“ verteidigte er sich.

Alle drängten sich um das Instrument. Man sah die Platte sich drehen — man sah die Nadel und die Schalldose leicht vibrieren — aber alles blieb still. Erstaunt, verblüfft sahen die Gäste sich an.

Plötzlich fing einer der Gäste laut zu lachen an. „So ein Witz! Habt ihr mal was von einem brüllenden Nordlicht gehört? Nein? Na — ich auch nicht. Das Nordlicht macht doch kein Geräusch.“

„Wie meinst du das?“ fragte Wagner und sah den Sprecher über seine Brille

hinweg an wie ein Professor den Kandidaten.

„Ganz einfach — es ist eine Scherzplatte — und wir sind alle darauf reingefallen.“

Es war die einzig mögliche Erklärung und sie löste allgemeines Gelächter aus. Eine andere Platte wurde aufgelegt und der Abend verlief weiter in ungestörter Fröhlichkeit.

Es war schon spät, als die Gäste endlich den Heimweg antraten. Als spezieller Freund Wagners und Verlobter Ellis blieb Günther Kern bis zuletzt.

„Darf ich die bewußte Platte noch mal sehen, Thomas?“ fragte er, als der Schwarm sich, endlich verlaufen hatte.

„Platte? Ach so — die Vexierplatte . . .“ Wagner kramte sie hervor.

Günther betrachtete sie nachdenklich.

„Es steht keine Firma drauf . . .“ murmelte er.

„Du willst dir wohl noch mehr solche Platten bestellen?“ fragte Elli. „Weißt du, es ist im Grunde genommen doch ein recht abgeschmackter Witz . . .“

„Wo habt ihr die Platte eigentlich her?“ forschte Günther.

„Keine Ahnung!“ erwiderte Elli.

„Wart mal . . .“ Wagner rieb sich die Nase, wohl um sein Gedächtnis aufzufrischen. „Ist das nicht . . . ja, wahrhaftig. Das ist doch die Platte vom Onkel Peter — sein einziges Vermächtnis.“

„Onkel Peter?“ fragte Elli erstaunt. „Wer ist das?“

„Aber Elli —“ rief der Bruder vorwurfsvoll, „hast du nie von Onkel Peter gehört? Peter Born — Mutters Bruder, der vor vielen Jahren gestorben ist?“

„War dieser Onkel Peter so ein Spaßvogel?“ fragte Günther interessiert.

„Er muß auf alle Fälle ein merkwürdiger Mann gewesen sein“, antwortete Wagner. „Ich habe ihn nicht gekannt. Er war eigentlich Arzt — ich glaube bei einer Grubengesellschaft in Spitzbergen. Aber er war mehr Forscher und Sammler als Arzt. Er hat einmal dreißig Schiffsboxen mit Carbonfossilien aus den Kohlengruben Spitzbergens an das Europäische Museum in Berlin geschickt.“

„Sprich nicht so gelehrt —“ unterbrach ihn Elli. „Denkst du, daß die Taufleie eine Ahnung davon hat, was Carbonfossilien sind?“

„Du vielleicht, Fräulein Flatterfahne?“ erwiderte Günther wütend.

„Ich bin ein Mädchen — ich brauche so etwas nicht zu wissen, übrigens — wenn du mich noch einmal Flatterfahne nennst . . .“

„Kinder — zankt euch doch nicht immer“ beschwichtigte der gläubige Thomas. „Es handelt sich hier um versteinerte oder eigentlich verkohlte Holz- und Rindenteile aus der Zeit der Steinkohlenwälder. Später hat Peter Born eine Entdeckungsreise nach Grönland gemacht und ist da gestorben. Außer diesen Sammlungen hat er nicht viel hinterlassen. Ich glaube, diese Platte war so ziemlich das einzige, was unsere Mutter von ihm geerbt hat.“

„Oh ja —“ rief Elli, „hat Mutter nicht mal erzählt, daß er die Eskimosprache studiert und auf Grammophonplatten festgelegt hat?“

„Siehst du wohl, daß du ihn kennst, Jungfer Indentaghinein!“ rächte Günther sich.

„Vielleicht ist die Platte so eine Aufnahme von der Eskimosprache?“ fuhr Elli

fort, ohne ihren Verlobten eines Blickes zu würdigen.

„Klingt eher wie die Sprache der Fische“ murmelte Wagner.

„Die Platte interessiert mich. Ich habe ein ganz modernes Instrument zu Hause mit elektrodynamischer Übertragung. Darf ich sie mal mitnehmen?“ fragte Günther.

„Natürlich — von mir aus darfst du sie behalten —“ brummte Wagner. „Ich liebe solche Scherze überhaupt nicht.“

Es war eine kalte Winternacht. Zu seinem Ärger fand Günther den kleinen eisernen Ofen, der in seinem Zimmer stand, tüchtig eingeheizt. Das Zimmer war ein großes, altes Atelier, das nach Norden lag.

Günther gähnte, streichelte seinen Wolfsspitz Pluto, der geduldig auf seine Rückkehr gewartet hatte und ging zu Bett. Pluto gähnte ebenfalls, legte seine kalte Schnauze an des Herrn Hand, und rollte sich auf dem Teppich vor dem Bett zusammen.

Mitten in der Nacht fuhr Günther auf. Es war wohl das leise Wimmern Plutos, das ihn geweckt hatte. Das Tier hatte die Pfoten auf das Bett gelegt und seine Nase berührte beinahe Günthers Wangen.

„Was ist los, Pluto?“ fragte der junge Mann noch halb im Schlaf.

Im nächsten Augenblick mußte er husten — er fühlte seine Augen tränen — ein heftiger Schmerz bohrte in seinem Hinterkopf. Er sprang aus dem Bett und drehte das Licht an.

Das ganze Zimmer war erfüllt von schwarzem, undurchdringlichem Rauch. Dieser verfluchte Ofen! Das kommt davon, wenn man ein Schlafzimmer heizt.

Er riß das Fenster auf — die kalte Nachtluft strömte herein.

An Schlafen war nicht zu denken mit diesem Brummschädel. Günther zog einen Mantel über den Schlafanzug, setzte sich ans offene Fenster und starrte in die Nacht. Er dachte an seine Verlobte.

Ja — die Elli . . . das war so ein Problem. Rank und schlank — goldblond und blauäugig — Gott weiß, wie lieb er den Frechdachs hatte. Und doch vertrugen sie sich so schlecht. Vielleicht kam es daher, daß jeder im andern mehr suchte, als dieser geben konnte. Elli fand ihn nicht ernst und nicht tüchtig genug — er war ihr zu wenig heroisch. Sie suchte, um mit Nietzsche zu reden, die Tiefe zu ihrer Oberfläche.

Hatte sie nicht recht? dachte Günther. Was war er im Grunde? Ein reicher Nichtsnutz — ein ewiger Dilettant.

Der Rauch im Zimmer hatte sich verzogen, aber der Kopfschmerz blieb. Von Elli schweiften seine Gedanken zu den Erlebnissen des Abends — zu Thomas Wagner, zu Meyer, zu jenem längst verstorbenen Arzt und Forscher Peter Born und zu der Platte vom brüllenden Nordlicht.

Eine Vexierplatte? Günther hatte noch nie von derartigen Platten gehört. Das gab es doch gar nicht. Aber vielleicht vor zwanzig, fünfundzwanzig Jahren?

Kopfschüttelnd betrachtete er die Platte noch einmal. Dann legte er sie auf sein elektrisches Grammophon und stellte den Apparat an. Aber auch jetzt gab sie keinen Ton von sich. Es war ganz still im Zimmer — so still, daß man das sonst kaum vernehmbare leise Drehen der Platte hören konnte. Nur ab und zu

erklang ein leises Knacken im Lautsprecher, wenn die Nadel an eine Unebenheit der alten Platte kam.

Durchs offene Fenster glitzerten die Sterne am klaren Januarhimmel. Da war der Kleine Bär — da winkte der Polarstern.

Plötzlich geschah etwas Merkwürdiges Der schlafende Pluto wurde unruhig — ein Zucken lief durch seinen Körper — sein Haar sträubte sich. Auf einmal richtete er sich auf, setzte sich auf die Hinterbeine, steckte die Nase in die Luft und begann kläglich zu heulen. Es war der heulend-singende Ton, der „Stein erweichen, Menschen rasend machen kann“.

„Pluto!“ rief Günther wütend. „Still, Pluto!“

Aber zum erstenmal verweigerte der treue Hund den Gehorsam.

Es war ein seltener Anblick. Er hatte die Kehle lang ausgereckt — die Nase zeigte durchs offene Fenster nach den Sternen und er heulte . . . heulte . . .

Da hatte Günther eine Vision. Das war nicht mehr sein guter alter Pluto, der Wolfsspitz — das war ein Eskimohund auf dem Eise in der Polarnacht, der sein nächtliches Lied in die Sterne sang.

Ein Geräusch kam vom Apparat — das Mikrophon sprang zurück — die Platte war zu Ende. Und ebenso plötzlich, wie es begonnen hatte, schwieg Plutos Geheul. Er sah seinen Herrn schuldbewußt an, wedelte schüchtern und rollte sich wieder auf seinem Teppich zusammen. Einige Augenblicke später war er fest eingeschlafen.

Fasziniert betrachtete Günther die Platte. Was bedeutete das? Aber die Platte war ja noch gar nicht zu Ende . . . Da — ganz in der Mitte — liefen ja noch ein paar Rillen, die keine Verbindung mit den übrigen hatten. Eine merkwürdige Platte! Ob die Rillen auch kein Geräusch gaben?

Günther stellte den Apparat wieder an. Vorsichtig hob er die Nadel und setzte sie in die innersten Rillen der Platte ein. Ein kratzendes Geräusch klang aus dem Apparat — dann der Klang einer menschlichen Stimme — einer Frauenstimme. Günther hielt den Atem an.

„Hilfe! Hilfe!“ schrie es plötzlich aus dem Apparat. „Um Gottes willen — rettet mich . . .“

Gleich darauf erklang ein herzerreißender Schrei — ein Schrei, der das Blut erstarren machte. Dann folgte das bekannte Klick — die Nadel sprang zurück — die Platte war diesmal wirklich zu Ende. . .

Am nächsten Morgen beeilte sich Günther, den merkwürdigen Schlußeffekt der sonderbaren Platte seinem Freunde Wagner und Elli vorzuführen.

„Abgeschmackter Witz“, brummte Wagner.

Günther Kern zog die Stirn in nachdenkliche Falten. „Wo kommt die Platte eigentlich her?“ fragte er. „Hat der Onkel Peter Born sie aus Spitzbergen oder Grönland geschickt?“

Thomas Wagner dachte, nach — seine Hand fuhr in den kurzen Bart.

„Sie kommt tatsächlich aus Grönland —“ sagte er dann: „Meine Mutter erhielt als einzige lebende Verwandte Peter Borns eines Tages einen Brief vom Bischof von Reykjavik in Island. Ein Pater auf einer einsamen Missionsstation im nördlichen Grönland hatte dem Bischof den Tod Peter Borns berichtet und

ihm dessen letzte Habe gesandt. Es waren nur ein paar Kleinigkeiten — darunter diese Grammophonplatte.”

„Aber dann enthält sie zweifellos eine Botschaft”, rief Günther erregt. „Irgendwo im hohen Norden hat sich ein Drama abgespielt.”

Thomas Wagner lachte. Er war diesmal kein gläubiger Thomas.

„Fall du auch noch auf den Schwindel herein”, brummte er. „Der gute Onkel hat wahrscheinlich ein Grammophon und einen Stapel Platten auf seine Expedition mitgenommen, um sich die Polarnacht etwas gemütlicher zu machen. Da war zufällig die böse Scherzplatte dabei. Und außerdem ist die ganze Sache zwanzig Jahre her!”

Günther schüttelte schweigend den Kopf, überzeugt war er nicht — aber gegen Wagners Gelehrtenlogik war wenig einzuwenden.

Im Februar hatte Günther Kern zufällig in Berlin zu tun. Da ihm der Gedanke an den vor zwanzig Jahren in Grönland verstorbenen Peter Born keine Ruhe ließ, beschloß er, sich einmal die Bornschen Sammlungen im Europäischen Museum anzusehen.

Allerdings war das leichter gesagt als getan. Das Europäische Museum ist groß und enthält Sammlungen der verschiedensten Art, Er geriet erst in die Gemäldeabteilung und hier wußte man weder etwas von Peter Born noch von Steinkohlenfossilien.

Aber auch in der naturwissenschaftlichen Abteilung hatte er keinen Erfolg. Hier gab es zwar Fossilien aus der Steinkohlenzeit in reicher Auswahl — aber von den Bornschen Sammlungen hatte keiner der Saaldiener je gehört. Auch im Katalog standen sie nicht.

Doch Günther gab sich nicht geschlagen. Mit der ihm angeborenen Hartnäckigkeit ließ er sich schließlich zum Direktor des Museums bringen.

Der Direktor war ein schneidiger junger Mann mit dem schönen Namen Kuno Müller. Er legte Wert darauf, Kuno-Müller genannt zu werden. Müller-Berlin ist schließlich nur ein Gattungsbegriff.

Auch Kuno-Müller hatte nie von den Bornschen Steinkohlenfossilien gehört, übrigens war er von Haus aus Kunsthistoriker und die naturwissenschaftliche Abteilung des Museums war sein Stiefkind.

„Wissen Sie genau, daß dieser . . . wie sagten Sie? — Oh ja — Doktor Born — seine Sammlungen dem Europäischen Museum geschickt hat?”

„Ganz genau. Es waren einige zwanzig Schiffskisten. Er war vor über zwanzig Jahren Arzt in einer Steinkohlengrube in Spitzbergen.”

„Vor zwanzig Jahren? Ist es solange her? Ja — das war freilich vor meiner Zeit. Warten Sie mal — wir haben doch hier noch ein Faktotum — das ist schon beinahe dreißig Jahre am Museum . . . vielleicht weiß der alte Wirhoff etwas davon.”

Wirhoff wurde gerufen und nun war Günther endlich an der richtigen Adresse.

Eine Viertelstunde später stand er in einem verlassenen Raum im Dachgeschoß eines dem Publikum nicht zugänglichen Flügels vor einer Reihe riesiger Schubladen, die der alte Wirhoff mit dem Stolz des Besitzers eine

nach der anderen für ihn herauszog. Auf besonders schöne Stücke machte er noch extra aufmerksam.

„Es befand sich ursprünglich eine ausführliche Beschreibung bei der Sammlung — ein dickes Manuskript . . . aber das ist verlorengegangen . . . gestohlen.“

„Gestohlen?“ fragte Günther erstaunt.

Der alte Weißkopf sah ihn geheimnisvoll an. „Gestohlen —“ wiederholte er. „Gestohlen von einem geheimnisvollen Fremden . . . einem Mann mit . . .“ Er sah sich scheu um und seine Stimme sank zum Flüsterton herab, „ . . . von einem Mann mit Schwimmhäuten zwischen den Fingern ..“

„Mit Schwimmhäuten? Das ist doch nicht Ihr Ernst?“

„Doch . . . ich habe es selbst gesehen. Aber niemand hat mir glauben wollen. Es war kurze Zeit nach Ankunft der Kisten. Es war ein kleiner Mann — mit dunklem Haar und buschigen Augenbrauen . . . ein merkwürdiger Mann. Ganz hellblaue Augen hatte er. Ich sah ihn aus dem Zimmer des Direktors kommen. Das war damals Professor Schuster. Der berühmte Schuster! Das war ein Mann, sag ich Ihnen . . .“ Der Alte seufzte.

„Man hätte Sie doch wenigstens zum Abteilungschef machen sollen“, bemerkte Günther taktvoll.

Das Faktotum warf ihm einen dankbaren Blick zu und fuhr fort:

„Ich denke natürlich, der Fremde ist beim Professor zu Besuch gewesen. Später höre ich, daß Professor Schuster an dem Tage gar nicht in sein Büro gekommen war. Ein paar Tage später wurde das Manuskript vermißt.“

„Und hatte der Fremde Schwimmhäute?“ fragte Günther neugierig.

„Ja. Zwischen den Fingern. Ich habe es deutlich gesehen. Und ich weiß bestimmt, daß er der Dieb ist — er und kein anderer. Aber niemand wollte mir glauben. Sogar Professor Schuster lachte mich aus, als er von den Schwimmhäuten hörte . . . Warum soll ein Mensch keine Schwimmhäute haben? Ich frage Sie . . .“

„Tja . . .“ murmelte Günther höflich, „warum eigentlich nicht?“

Irgend etwas in seinem Ton schien den Alten zu ärgern.

„Sie glauben mir auch nicht“, sagte er resigniert. „Niemand will mir glauben. Die jungen Leute heutzutage. . .“

Er war auf einmal verstimmt. „Ich hole Sie nachher wieder ab“, sagte er kurz. „Sehen Sie sich die Sammlungen in aller Ruhe an. Sie sind der erste Besucher seit fünfundzwanzig Jahren . . .“

Brummend verschwand er.

Zerstreut kramte Günther zwischen den Kohlenstücken. Warum war er eigentlich hier? Ihn fror — nasser Schnee schlug gegen das Fenster. Es war ungemütlich und ein wenig unheimlich in den halbdunklen großen Räumen.

Da fiel sein Blick auf ein paar Steine, die keine Kohle waren. Sie waren zwar schwarz — aber irgendwie waren sie anders. Das konnte er selbst als Laie sehen. Er nahm einen in die Hand. Sie waren sehr schwer und hartschwarz mit einem grünlichen und gelben Flecken darauf. Ein kleiner Zettel lag dabei. „Thule“ stand auf dem Zettel. Thule — weiter nichts.

Merkwürdiger Name für ein Mineral! dachte Günther. Oder war es die

Bezeichnung für den Fundort?

Günther steckte einen dieser Steine in seine Manteltasche, er wußte selbst nicht, warum. Es war eigentlich Diebstahl. Aber es lagen ja noch mehr in der Lade, die genauso aussahen. Fünfundzwanzig Jahre hatte sich niemand darum gekümmert und in den nächsten fünfundzwanzig Jahren würde sich wiederum niemand darum kümmern . . .

Eine halbe Stunde später bedankte er sich bei dem schneidigen Kuno-Müller und nahm Abschied.

Es war schon fast dunkel, als Günther durch matschig nasse Straßen zum nächsten Untergrundbahnhof lief. Die Erzählung des alten Wirhoff hatte seine Phantasie angeregt. Ein Mann mit Schwimmhäuten . . . ein unheimlicher Gedanke. So unheimlich, wie dieser ganze kalte Februarabend . . .

Irgend jemand blieb plötzlich stehen und sah ihm nach. Dann drehte der Fremde sich kurz entschlossen um und ging hinter ihm her.

Günther sah sich um. Aber er konnte in dem Halbdunkel des Zwilichts den anderen nur undeutlich unterscheiden. Ein unbehagliches Gefühl beschlich ihn. Folgte der andere ihm? Eine Stadt wie Berlin war doch sicher voll lichtscheuer Elemente . . . Oder war es nur Einbildung. Es laufen soviel Menschen durch die Straßen Berlins. Seine Phantasie ging wohl mit ihm durch.

Immerhin war er froh, als er einige Zeit später in seinem behaglich warmen Hotel war. Er zog den Mantel aus, zündete sich eine Zigarette an und setzte sich in die Halle des Hotels, um in aller Ruhe ein Abendblatt zu lesen.

„Habe ich die Ehre mit Herrn Kern?“ hörte er plötzlich eine Stimme.

Günther sah auf. Ein kleiner Mann stand vor ihm — ein dunkler, etwas fremdländisch aussehender Mann mit einem Spitzbart und einer Brille. Das eine Brillenglas war dunkel — beinahe schwarz. Ein Pflaster guckte hinter dem schwarzen Brillenglas hervor — er hatte wohl ein Augenleiden. Es verlieh ihm ein eigenartiges, etwas unheimliches Aussehen.

„Kern ist mein Name —“

„Labrume —“ stellte der andere sich vor und bot ihm eine schwarz behandschuhte Hand. Er sprach den Namen französisch aus. „Ich habe einmal ein Bild von Ihnen auf einer Ausstellung gesehen, das mir sehr gefallen hat . . . es freut mich, den Maler persönlich kennenzulernen . . .“ Er sprach fließend Deutsch, aber mit unverkennbar fremdem Akzent.

„Ich habe noch nie etwas ausgestellt —“ erklärte Günther mit kühler Zurückhaltung.

„Nie? Aber ich kann mich doch deutlich erinnern . . . Günther Kern, nicht wahr? Eines unserer vielversprechenden jungen Talente . . .“

Kein Mensch ist ganz unzugänglich für Schmeichelei — selbst wenn er sie als solche erkennt. Günther konnte nicht umhin, sich mit dem Fremden in ein Gespräch einzulassen.

„Ich bin Belgier —“ sagte Labrume, „ich habe lange Jahre im Kongo gelebt. Ich komme nicht oft nach Berlin. Aber ich bin gern hier — Berlin ist eine wundervolle Stadt . . .“

„Wenn Sie sich für Malerei interessieren, kommen Sie hier auf Ihre Rechnung. Berlin hat reichhaltige Museen“, sagte Günther höflich.

Malerei ist mein Steckenpferd . . .” Labrume sah den jungen Mann durch sein durchsichtiges Brillenglas aufmerksam an. „Von Beruf hin ich Geologe.”

„Auch für Geologen bietet Berlin viel“, lächelte Günther. „Ich habe mir heute mittag gerade Steinkohlenfossilien im Europäischen Museum angesehen. Es sind da große Sammlungen von . . .” Peter Born, hatte er sagen wollen. Aber es fiel ihm ein, daß diese Sammlungen ja eigentlich der Öffentlichkeit nicht zugänglich waren.

Labrumes gesundes Auge war noch immer forschend auf ihn gerichtet.

„Das Europäische Museum? Ja — das ist wahr. Daran habe ich noch nicht gedacht.”

Sie sprachen noch eine Zeitlang über gleichgültige Dinge, dann nahm Labrume höflich Abschied. Etwas verwundert starrte Günther ihm nach. Was hatte der Mann nun eigentlich gewollt? Das mit dem Bild war doch nur ein plumper Vorwand. Schulterzuckend vertiefte er sich wieder in seine Zeitung.

Nicht lange danach wurde er zum zweiten Male gestört. „Bitte kommen Sie einen Augenblick mit. Ich muß Sie etwas fragen“, sagte ein hochgewachsener Mann in einem Ton, der keinen Widerspruch duldete. Er wies auf die Tür des kleinen Sprechzimmers neben dem Lesesaal. Etwas verstimmt ging Günther mit. Er wollte eine ärgerliche Frage tun, aber der andere kam ihm zuvor.

„Kriminalpolizei“, erklärte er kurz.

„Bitte . . .”

„Sind Sie als Herr Günther Kern eingeschrieben?“ begann der Beamte. „Können Sie sich ausweisen?“

„Selbstverständlich.“ Günther zeigte seinen Paß. Der Kriminalbeamte blätterte ihn durch, gab ihn zurück.

„In Ordnung. Kannten Sie den Herrn, der soeben mit Ihnen sprach? Den Herrn mit dem schwarzen Brillenglas?“

„Nein. Er stellte sich als ein Herr Labrume vor.“ In kurzen Worten erzählte Günther, wie er zu der Bekanntschaft dieses Mannes gekommen war.

Der Kriminalbeamte schüttelte nachdenklich den Kopf. „Seien Sie auf Ihrer Hut, Herr Kern“, sagte er freundlich. „Wenn nicht alles trügt, handelt es sich in Wirklichkeit um einen gewissen Tuman. Wir sind schon seit einiger Zeit hinter ihm her.”

„Ja? Und wer ist das?“ fragte Günther mit begreiflichem Interesse. „Ein Verbrecher? Denken Sie, daß er mich bestehlen will?“

Der Beamte zuckte die Schultern. „Ich weiß auch nicht, was er eigentlich will“, sagte er ausweichend. „Jedenfalls ist es nichts Gutes.“ Er stellte noch ein paar Fragen, deren Sinn Günther nicht begriff, und empfahl sich dann mit einer höflichen Entschuldigung wegen der Störung.

Als Günther einige Zeit später wieder in sein Zimmer kam, fand er seinen Koffer gewaltsam geöffnet und seine Sachen durchwühlt.

Labrume! war sein erster Gedanke. Also das war der Sinn der Sache. Ein gewöhnlicher Diebstahl! Während der Mann ihn im Gespräch festhielt, hatte sein Helfer inzwischen den Koffer geplündert. Eine unglaubliche Frechheit!

Und das in einem der besten Hotels von Berlin!

Aber als Günther seinen Koffer einer eingehenden Musterung unterzog, machte er eine merkwürdige Entdeckung. Es fehlte gar nichts. Sogar seine Brieftasche mit Banknoten, die er etwas leichtsinnig in den Koffer getan hatte, lag noch an ihrem Platz.

Kopfschüttelnd suchte er weiter. Doch, es fehlte etwas. Es fehlte das Bild Ellis, das er als treuer Verlobter immer mit auf Reisen nahm . . .

Alles in allem war die Berliner Reise eigentlich ein rechter Mißerfolg. In den Nachforschungen nach jenem Peter Born hatte sie Günther nicht weitergebracht — er hatte Ellis Bild verloren (was er ihr nicht einmal zu erzählen wagte) und er hatte sich einen Schnupfen geholt. Sogar die Fotografien, die er in Berlin aufgenommen hatte, waren verdorben. Es waren große weiße Flecke darauf.

„Es muß Licht auf Ihre Filme gefallen sein“, sagte der Drogist, der sie für Günther entwickelt hatte.

„Ach, Tauf liege, nicht einmal fotografieren kannst du richtig —“ spottete Elli, die mit im Laden war.

Günther steckte die Niederlage mißmutig und schweigend ein. Er begriff es nicht. Wie konnte Licht auf die Filme gekommen sein? Sein Apparat war doch ganz in Ordnung.

Erst einige Tage später meinte er, die Erklärung gefunden zu haben. Allerdings war es eine phantastische Erklärung. Es war eine zufällige Bemerkung des gläubigen Thomas, die ihn darauf brachte.

„Ich fange demnächst eine neue Serie meiner Tauf liege-Versuche an“, erzählte Wagner. Er war immer erfüllt von irgendwelchen Versuchen und hatte das Bedürfnis, darüber zu reden. „Bisher habe ich sie mit Röntgenstrahlen bearbeitet — das zerstört die Gene in den Chromosomen . . .“

„Verzeihung — aber das ist griechisch für mich“, unterbrach Günther ihn.

Thomas Wagner seufzte über soviel Unkenntnis.

„Die Chromosomen und innerhalb dieser die Gene sind doch die Träger der Erbanlagen in den Zellkernen“, erklärte er dann geduldig. „Bei der Befruchtung verschmelzen die männlichen und weiblichen Zellkerne und teilen sich darauf wieder derart, daß der neuentstandene Zellkern die Hälfte der mütterlichen und die Hälfte der väterlichen Chromosome enthält. Ist das klar, Nucleus?“

Wagner hatte eine Vorliebe für lateinische Namen und nannte seinen Freund deshalb Nucleus, die lateinische Übersetzung des guten deutschen Namens Kern.

„Jawohl, Herr Professor“, erwiderte Günther.

„Wenn man nun die Geschlechtszellen mit Röntgenstrahlen bestrahlt“, fuhr Wagner in seiner methodischen Art fort, „werden die Gene innerhalb der Chromosomen teilweise zerstört oder verändert. Das Resultat ist, daß ein gewisser Prozentsatz der nächsten Generation gänzlich neue Eigenschaften erhält, also Eigenschaften, die von den väterlichen und mütterlichen prinzipiell verschieden sind. Es treten ganz neue Formen auf, sogenannte Mutationen.“

Klar?”

„Also diese Mutationen, das sind die Taufliegen mit weißen Augen oder verkümmerten Flügeln oder anderen Abnormitäten?”

„Bravo. Du lernst es allmählich. Und das wichtige daran, ist: diese Mutationen sind erblich. Ich hoffe nun, neue, interessante Mutationen hervorzubringen, wenn ich meine Taufliegen mit radioaktiven Strahlen behandle. Du weißt hoffentlich, was radioaktive Stoffe sind?”

Günther starrte den Freund an. Er wußte es nicht nur — er wußte auf einmal viel mehr. Radioaktive Stoffe! Die schwärzen doch auch fotografische Platten und Filme — das gibt weiße Flecken auf den Positiven!

„Ich hab's!" rief er aus. „Der Stein aus Thule war radioaktiv! Ich hatte meine Filme in derselben Manteltasche, in die ich auch den Stein gesteckt hatte. So sind die Flecke auf den Bildern entstanden!”

„Schon möglich —” gab Wagner zu. „Wie sah der Stein eigentlich aus?”

Günther beschrieb den schweren, schwarzen Stein mit den grünlichen und gelblichen Flecken so gut wie möglich.

Der gläubige Thomas nickte. „Könnte deiner Beschreibung nach tatsächlich ein Uranerz sein. Vorkommen von radiumhaltigen Uranerzen im Polarkreis sind bekannt. Es gibt da zum Beispiel den berühmten Eldorado-Ausbiß am Großen Bärensee in Kanada. Hast du mal davon gehört?”

„Nein.”

„Klingt wie ein Roman —” sagte Wagner, der gerne mit seinen Kenntnissen prunkte. „Ist aber buchstäblich wahr. Die Radiumerze am Great Bear Lake in Kanada innerhalb des Polzirkels wurden im Jahre 1930 von einem Goldsucher entdeckt — einem gewissen Gilbert La Bine.”

„Verzeihung —” sagte Günther interessiert. „Am Polarkreis?” Er dachte an Thule und an Peter Born, der in Grönland gestorben war. Aber Wagner begriff ihn verkehrt.

„Der Polarkreis beginnt bei sechsundsechziggrad nördlicher Breite”, erklärte er geduldig und etwas mitleidig. „Gilbert La Bine kampierte viele Monate außerhalb der bewohnten Welt. Er suchte Gold am Großen Bärensee und fand an seinem Lagerfeuer eines Abends einige, schwarze Steine, die sich durch die Feuersglut eigenartig verfärbt hatten. Er nahm sie mit, ohne zu wissen, woraus sie bestanden — steckte aber vorsichtshalber einen Claim ab. Erst fünf Monate später kehrte er in die Zivilisation zurück. Die Steine wurden untersucht. Es war eine silberhaltige Uranpechblende mit außerordentlich hohem Radiumgehalt — das reichste, bekannte Radiumerz. Der Glücksvogel hatte einen Ausbiß gefunden, der einzig in seiner Art ist.”

„Und gewinnt man das Erz jetzt?”

„Gewiß. Man gründete die Gesellschaft ‚Eldorado‘. La Bine wurde Vorsitzender des Aufsichtsrates und ein reicher Mann.”

„Mann!” schrie Günther begeistert und schlug dem gläubigen Thomas auf die Schulter, daß dieser schmerzlich zusammenzuckte. „Dein Onkel Peter Born hat natürlich auch so einen Aus . . . wie heißt das Ding? — ach so — Ausbiß gefunden. In Grönland!”

„Bitte keine Handgreiflichkeiten . . . Das ist jedenfalls eine ziemlich gewagte

Hypothese.”

„Ich fahre nach Berlin!” rief Günther. „Es waren noch mehr solche Steine da. Wir müssen sie sofort untersuchen.”

Phantastische Möglichkeiten erschienen vor seinem regen Geist. Der Stein — das war der Schlüssel zu allen Rätseln.

Er fuhr zum zweiten Male nach Berlin.

Der schneidige Kuno-Müller empfing Günther mit offenen Armen.

„Sie kommen wie gerufen”, sagte er. „Ich wollte Ihnen schon schreiben, aber ich wußte Ihre Adresse nicht. Vor ein paar Tagen ist uns etwas Merkwürdiges passiert.”

Günthers Gesicht war ein Fragezeichen.

„Also hören Sie. Kommt da vor ein paar Tagen ein sonderbarer Mann ins Museum und läßt sich von einem unserer Angestellten herumführen. Sie laufen durch die Gemäldesammlungen — der Mann stellt ein paar dumme Fragen — es zeigt sich, daß er von Malerei keine Ahnung hat. Keinen blassen Schimmer. Beachten Sie das. Keinen blassen Schimmer!”

„Das ist doch nicht so merkwürdig —” bemerkte Günther trocken.

Kuno-Müller machte eine ungeduldige Handbewegung.

„Der Mann kommt in die Abteilung italienische Renaissance — Quattrocento und so weiter. Keinen blassen Schimmer. Er kommt in den Saal von Nessuno. Sie wissen ja, wir haben die beste und vollständigste Kollektion Nessunos der ganzen Welt. Unser Glanzstück — unser Stolz! Der Mann sieht die Nessunos mit ihren wunderbaren, leuchtenden Farben — Sie wissen ja, diese Farben, deren Geheimnis man bis heute noch nicht gefunden hat.”

Günther nickte mechanisch. Natürlich kannte er Nessuno. Aber er begriff immer noch nicht, worauf Kuno-Müller hinauswollte.

„Von wem sind diese Bilder?” fragte der Fremde. „Das sind die Nessuno”, sagt der Führer stolz. Der Mann zuckt die Schultern. „Nessuno?” murmelt er, „Nie gehört.” Wie gesagt, er hatte keine blasse Ahnung von Malerei — keinen Schimmer von einer Ahnung. Und nun kommt das Merkwürdige. Der Mann läuft schnell ungeduldig durch den Saal, wirft unsern schönen Nessunos nur einen flüchtigen Blick zu. „Diese zwei sind aber bestimmt nicht von diesem Nessuno oder wie er heißt” sagt er so en passant und zeigt auf zwei schöne Stücke unserer Sammlung, eine Leda und eine Madonna. Der Saaldiener ist wütend über diese freche Anmaßung eines Banausen und erzählt am nächsten Tage die Geschichte seinen Kollegen. Sie kommt mir zu Ohren. Ich lache natürlich — aber, wie es so geht — es ärgert mich und läßt mir keine Ruhe. Wie kommt der Mann dazu, gerade diese zwei Bilder als falsch zu bezeichnen? Es sind typische Nessunos — die leuchtenden Farben — die Technik . . .”

„Ein dummer Bluff”, sagt Günther schulterzuckend. Wie konnte der Direktor sich darüber so aufregen?

„Es läßt mir keine Ruhe —”, fuhr Kuno-Müller fort, ohne den Einwand zu beachten, „ich lasse die Bilder nochmals gründlich untersuchen. Ich lege sie unter die Uviol-Lampe, bestrahle sie mit ultravioletterm Licht. Und da kommt die Überraschung. Es sind tatsächlich Fälschungen.”

Günther war perplex — das war tatsächlich kaum zu glauben.

„Und dieser Fremde hat es gesehen — hat es mit einem Blicke gesehen!“ rief Kuno-Müller aufgeregt. „Er hatte keine Ahnung von Nessuno und von Kunst — aber er sah, daß diese zwei Bilder anders waren, als der Rest — er sah etwas in den Farben. Begreifen Sie nicht? Dieser Mann ist Gold wert! Ich muß diesen Mann haben. Darum bin ich so froh, daß Sie gekommen sind.“

„Ich?“ fragte Günther erstaunt. „Was habe ich damit zu tun?“

„Weil Sie doch neulich nach den Carbonfossilien von Peter Born fragten . . . ach so, das habe ich Ihnen noch gar nicht erzählt. Der Fremde erkundigte sich auch nach den Bornschen Steinkohlenfossilien. Er hat sie besichtigt — er ist lange dabei geblieben — er schien Geologe zu sein. Darum dachte ich, daß Sie vielleicht eine Ahnung haben, wer das gewesen ist. Sehen Sie — fünfundzwanzig Jahre lang hat sich niemand um diese Fossilien gekümmert Und nun fragen zwei Menschen kurz nacheinander danach — da muß ein Zusammenhang bestehen.“

Günther starrte den Direktor an. Der geheimnisvolle Fremde interessierte sich für die Bornschen Steinkohlenfossilien? Eine dunkle Ahnung erfaßte ihn.

„Kommen Sie —“ rief er aufgeregt. „Wir müssen sofort zu den Bornschen Sammlungen gehen — da stimmt etwas nicht!“

„Wie meinen Sie?“ zögerte Kuno-Müller. Aber er ließ sich mitreißen. Einige Augenblicke später standen sie in Begleitung des alten Wirhoff vor den großen Schubladen.

Günther brauchte nur eine Lade aufzuziehen — ein Blick genügte. Sein Vermuten war richtig — die schwarzen Steine mit dem Zettel Thule waren verschwunden!

„Also Sie haben keine Ahnung, wer das gewesen sein kann? Einer Ihrer Fachkollegen von der Geologie?“ fragte er ungeduldig. Er hielt Günther natürlich auch für einen Geologen.

„Leider nein —“

Der alte Wirhoff trat einen Schritt näher.

„Herr Doktor — entschuldigen Sie . . . aber ich habe den Mann erkannt.“

„So, Wirhoff? Na . . .“, sagte Kuno-Müller herablassend, „also — schießen Sie los!“

Der Alte wurde verlegen. „Sie werden mir nicht glauben . . .“, stotterte er, „aber es war derselbe Mann, der vor fünfundzwanzig Jahren hier war . . . damals . . . wissen Sie . . . das Manuskript . . . Professor Schuster . . .“ Er stockte verwirrt durch den spöttischen Blick, mit dem sein Direktor ihn ansah.

„Und er hatte natürlich Schwimmhäute zwischen den Fingern? Das wollen Sie wohl sagen?“ lachte Kuno-Müller.

„Ja . . . wirklich und wahrhaftig . . . es war derselbe Mann wie vor fünfundzwanzig Jahren und Schwimmhäute hatte er auch“, fügte er mit der Dickköpfigkeit des alten Mannes hinzu.

„Aber Herr Wirhoff“, sagte Günther, „fünfundzwanzig Jahre ist eine lange Zeit — da kann ein Mensch sich gründlich verändern.“

„Das ist ja gerade das Sonderbare“, erwiderte der Alte. „Er hat sich gar nicht verändert . . . er sah noch genauso aus . . . keinen Tag älter . . .“

Günthers Gehirn arbeitete fieberhaft. Er las alles nach, was er über Thule und Radiumerze, über Grönland und Spitzbergen in Büchern finden konnte. Er stellte die phantastischsten Theorien auf.

Er sprach mit Elli darüber, als sie an einem schönen Märztage einen Spaziergang machten.

„Ach, Taufliche, es kommt wirklich nicht darauf an, was du denkst“, sagte seine Verlobte spitz.

„Nein, bei dir kommt es gar nicht darauf an . . .“ erwiderte er bitter. „Ich weiß schon lange, daß du mich nicht liebst.“

„Das ist wieder so ein Unsinn von dir“, erklärte Elli. „Wenn man jemand liebt, braucht man doch nicht seinen Fehlern gegenüber blind zu sein.“

„Aber du siehst nur Fehler in mir“, entrüstete sich Günther. „In deinen Augen ist auch gar nichts Gutes an mir. Ich glaube, du willst mich überhaupt nur meines Geldes wegen heiraten . . .“

Im nächsten Augenblick bereute er es — aber das böse Wort war heraus. „Wenn du das denkst . . .“ sagte Elli beleidigt, drehte sich um und ließ ihn stehen.

Günther war voller Reue. „Elli — Elli —“ rief er und lief ihr nach. „Verzeih mir — so habe ich es nicht gemeint . . .“

Elli zuckte nur die Schultern und lief weiter. Günther war zerknirscht. Er hätte das wirklich nicht sagen dürfen. Elli mochte sein, wie sie wollte, berechnend war sie nicht. Er hatte ihr bitter unrecht getan.

„Elli — verzeih mir doch. Sei doch nicht böse. Du weißt doch, wie wahnsinnig lieb ich, dich habe . . .“

„Du hast mich gar nicht lieb“, schmollte Elli. Sie hatte Tränen in den Augen. „Du hast mich nie liebgehabt . . .“

„Doch —“, beteuerte Günther. „Liebste Elli —“

„Du hast noch nicht einmal gesehen, daß ich ein neues Kleid anhave“, klagte Elli. „Und ich hatte mich so darauf gefreut, dich zu überraschen . . .“

Sie waren im Park — eine warme Märzsonne schien — es gab eine einsame Bank. Günther tat, was ein verliebter Jüngling in solchen Fällen tut. Er küßte ihr die Tränen weg, beteuerte seine Liebe und eine halbe Stunde lang waren sie wirklich glücklich.

„Du wolltest mir doch was erzählen, Günther“, sagte Elli einige Zeit später.

„Interessiert es dich wirklich, Ellilein?“

„Rasend!“ beteuerte Elli. „Es geht natürlich um die Sache mit dem Onkel Peter Born — ich wollte dich schon lange fragen, wie du darüber denkst.“

Es war Frühling in Günthers Herzen. Ein kleiner Buchfink sang in den noch kahlen Zweigen — weiße Wölkchen zogen neckisch über den blauen Himmel. Er war beschwingt — er entfaltete vor dem Mädchen, das er liebte, seine geheimsten Gedanken, seine Theorien, seine Pläne.

Elli war ehrlich begeistert.

„Oh — Günther — warum hast du mir das nicht früher erzählt? Das ist ja großartig. Wir müssen sofort mit Thomas darüber reden.“

Arm in Arm pilgerten sie zum Laboratorium des gläubigen Thomas. Wagner saß mit gerunzelter Stirn vor dem Mikroskop.

„Gib deinen Tauflieden einen Tag Ferien“, dekretierte Elli. „Günther hat dir etwas Wichtiges zu erzählen, Thomas . . . es handelt sich um Onkel Peter.“

Wagner seufzte. Aber er kannte seine Schwester und mit Duldermiene lehnte er sich in seinen Stuhl zurück. Günther und Elli nahmen auf ein paar Schemeln Platz.

Günther begann seinen Vortrag. Etwas verlegen erst — Thomas Wagner blickte ihn über die Brille mit dem Examinatorenblick an — aber dann immer sicherer und kühner im Vollgenuß von Ellis Gunst.

Er gab einen Überblick über die Ereignisse — von der sonderbaren Grammophonplatte bis zu dem geheimnisvollen Dieb im Europäischen Museum, dem Manne mit den Schwimmhäuten.

„Wenn wir das zunächst vollkommen Unbegreifliche wie die Grammophonplatte und das Erkennen der Gemäldefälschungen außer Betracht lassen —“ faßte er die Ereignisse zusammen (den noch unbegreiflicheren Diebstahl von Ellis Foto verschwieg er), „so ergibt sich folgendes Bild: 1. Peter Born hat ein hochwertiges Radiumerz gefunden an einem uns unbekannten Ort, den er Thule nannte.

2. Wohl um seinen Fund sicherzustellen, hat er kurze Zeit danach eine Expedition ins Polargebiet unternommen und dabei in Grönland ein dramatisches Ende gefunden.“

„Das kann man nicht sagen“, unterbrach ihn Wagner nüchtern, „er starb an Skorbut.“

„Drittens —“ fuhr Günther fort, „gibt es Menschen, die Interesse daran haben, den Fund dieses Radiumerzes zu vertuschen. Sie haben vor fünfundzwanzig Jahren die Aufzeichnungen Borns aus dem Europäischen Museum gestohlen. Sie haben den Stein aus meinem Besitz entwendet — obwohl es unbegreiflich ist, woher sie wußten, daß ich diesen Stein bei mir hatte. Schließlich haben sie durch einen neuen Diebstahl im Museum die letzten Spuren von Borns Entdeckung, die Erzproben, beseitigt.“

„Wenn es wirklich Erzproben waren . . .“, begann Wagner, aber Elli ließ ihn nicht ausreden.

„Du darfst Günther nicht immer unterbrechen“, ergriff sie die Partei ihres Verlobten. „Und laß deinen Bart in Ruhe!“ setzte sie hinzu.

„Ich nehme nun an, daß dieses Thule Peter Borns in Wirklichkeit Grönland ist“, fuhr Günther fort. „Born hat das Radiumerz in Grönland entdeckt — es wird bewacht von den merkwürdigen Wesen mit Schwimmhäuten.“

„Das ist nicht einmal eine Theorie“, verbesserte ihn der unverbesserliche Thomas. „Das ist höchstens eine Hypothese. Und eine sehr gewagte. Welche Gründe hast du für diese Hypothese?“

„Born ist in Grönland gestorben.“

„Hm . . .“

„Man hat tatsächlich Radiumerz im Polzirkel beim Great Bear Lake gefunden.“

Wagner schüttelt den Kopf. „Das sagt gar nichts. Einmal liegt der Große Bärensee in Kanada und nicht in Grönland und dann brauchen derartige Erze gar nicht aus dem Polgebiet zu stammen. Es gibt zum Beispiel Radiumerz im

Kongogebiet und bei uns in Joachimstal. Ich lehne dieses Argument ab.”

Günther ließ sich nicht entmutigen.

„Thule ist die Bezeichnung für eine Insel im hohen Norden . . .” nannte er sein nächstes Argument.

„Aber Nucleus!” sagte Wagner vorwurfsvoll. „Weißt du nicht, daß der griechische Astronom und Mathematiker Pytheas im Jahre 334 vor Christus mit Thule eine nördliche Insel bezeichnet hat, die entweder unser Island ist oder eine der Shetland-Inseln, aber auf keinen Fall Grönland?”

„Wer weiß, ob dein Onkel Born das gewußt hat”, sagte Günther trotzig. „Sie sind doch nicht alle so gelehrt wie du.”

„Ich kann mir nicht denken, daß ein Mann wie Peter Born Grönland mit Thule bezeichnen würde”, beharrte Wagner. „Hast du noch mehr Gründe für deine Grönlandtheorie?”

Günther zögerte. Vor Wagners nüchterner Gelehrtenlogik waren seine Gedankengänge doch recht schwach. Und sein letztes Argument war das schwächste von allen. Er genierte sich etwas.

„Es gibt eine alte Sage von einem grünen Tale im Innern Grönlands”, sagte er schließlich. „Darin leben Rentierherden, die bewacht werden von sonderbaren grünen Jungfrauen mit vier Brüsten . . .”

„Ja? Weiter —” sagte Wagner nur und sah ihn scharf an.

„Dieser Sage von den geheimnisvollen Jungfrauen liegt irgend etwas zu Grunde. Vielleicht gibt es einen vom Alltäglichen abweichenden Menschentyp irgendwo im Innern Grönlands . . .”

„Du meinst die Schwimmhäute? Männer mit Schwimmhäuten zwischen den Fingern und grüne Jungfrauen mit vier Brüsten sind nicht gerade dasselbe”, erklärte Wagner und lachte nicht einmal.

Günther war sich der Schwäche dieses Arguments bewußt.

„Du hast recht”, sagte er, „es ist Unsinn.”

Der gläubige Thomas sah einmal vor sich hin. „Es ist wirklich blühender Blödsinn, Günther”, sagte er schließlich. „Und doch ist in dem Gedanken an einen abweichenden unbekannten Menschentyp; etwas, das mich als Biologen nicht losläßt. Ob es nun deine Theorie von den Wesen mit Schwimmhäuten ist oder die Sage von den vierbrüstigen Jungfrauen . . . warum sollen beim Menschen nicht irgendwie erbliche Mutationen auftreten wie bei unseren Tauflieden?”

„Siehst du wohl — Günther ist gar nicht dumm!” rief Elli begeistert. „Ich habe es doch immer gesagt. Und Günther geht nach Grönland und hat versprochen, mich mitzunehmen!”

„Ich habe gar nichts versprochen!” protestierte Günther.

„Das ist ja Wahnsinn”, sagte Thomas Wagner. „Mann — Grönland ist über zwei Millionen Quadratkilometer groß — es ist zehnmal so groß wie England und liegt unter einer Tausende Meter dicken Eisschicht. Und wenn du wirklich dieses Erz fändest — du vermutest ja selbst, daß andere es bewachen und also sicher auch ausbeuten. Wir können auf Grund der nur vermuteten Entdeckung Peter Borns keine Rechte geltend machen.”

„Es geht ja gar nicht um das Erz —”, erwiderte Günther. „Es gibt da irgendein

Geheimnis und ich will es ergründen. Es läßt mir nun einmal keine Ruhe. Keine Macht der Welt kann mich davon abbringen.”

„Und mich auch nicht”, erklärt Elli. „Und ich habe beschlossen, daß du mitgehst, Thomas.”

„Ich? Aber Elli — du bist wohl nicht ganz . . .”

Eine erregte Diskussion entspann sich zwischen Schwester und Bruder. Nach langem Für und Wider schlossen die Parteien einen Kompromiß. Einen Kompromiß zwischen dem gesunden Menschenverstand und der Abenteuerlust und Romantik der Jugend.

Es wurde beschlossen, in den nächsten Universitätsferien zu dritt eine Reise nach Reykjavik auf Island zu machen.

Was könnte man nicht alles erzählen von Island. Von jener seltsamen Insel im Norden — von ihren Gletschern und Geysirs — von ihren Bewohnern und deren alter Kultur — von Reykjavik, der „Rauchbucht”.

Es waren schöne, sonnige Tage, die Günther mit Elli und dem gläubigen Thomas in Island verbrachte, obwohl es im Mai eigentlich noch etwas früh ist für eine Ferienreise in diese hohen Breiten.

Mit Elli verstand Günther sich in jenen Tagen auf Island, wie sie sich nur selten verstanden hatten. Losgelöst von der gewohnten Umgebung — abgetrennt von dem Kreise der Bekannten, war es, als ob es ihrer Liebe endlich gelänge, die Kluft zu überbrücken, die sie voneinander schied. Sie sahen in ihrer neugefundenen Harmonie das Versprechen eines langen künftigen Glückes. Sie blühten und hofften und ahnten nicht, daß es das letzte, leuchtende Aufzüngeln einer Flamme war, die bald für immer verlöschen sollte.

Wagner warf sich mit Eifer auf seine Studien — er hatte wenig Interesse für seinen Onkel Peter Born. Die Nachforschungen nach diesem kamen ganz zu Günthers Lasten. Allerdings hatte er in Elli eine begeisterte und treue Assistentin.

Sie zogen Erkundigungen ein beim Bischof. Günther bemerkte verlegen, es würde wohl schwer sein, nach zwanzig Jahren etwas zu erfahren.

„Was sind zwanzig Jahre für eine Organisation, die die Jahrtausende überdauert?” war die lächelnd gegebene, selbstbewußte Antwort.

Es dauerte auch nur einige Tage, bis der Bischof ihnen über Peter Born nähere Mitteilungen machen konnte. Er entschuldigte sich sogar, daß es solange gedauert hatte.

„Was sind die paar Tage im Vergleich zu zwanzig Jahren?” gab Günther ihm lächelnd sein Wort zurück.

Die Nachrichten über Peter Born stammten von einem deutschen Missionar, einem gewissen Pater Jakob, der in einer abgelegenen Bai der Nordostküste Grönlands unter den Eskimos lebte. Todes-Bai hieß der Ort, den sie übrigens auf keiner Karte finden konnten. Wohl zu Erinnerung an irgendwelche tapferen Männer, die hier einmal im Dienste der Wissenschaft ein tragisches Ende gefunden hatten.

Pater Jakob wohnte in dieser Einsamkeit seit über dreißig Jahren. Er hatte sich

hartnäckig geweigert, sich ablösen zu lassen. „Er ist einer der Männer, die nur der Tod ablösen kann“, sagte der Bischof ernst.

Er las den Bericht vor, den Pater Jakob damals über Peter Born an seine Behörde geschrieben hatte. Von Günthers Standpunkt aus enthielt der Bericht wenig Tatsächliches — immerhin war er bemerkenswert.

„Dieser Mann redete mit Zungen“, schrieb Pater Jakob. „Er war vom Teufel besessen. Ich habe mit Gott um seine Seele gerungen . . .“

Er redete mit Zungen? Was konnte das bedeuten? Fieberdelirien? Wahnsinn? Oder die Offenbarung eines unerhörten Erlebnisses? Eines Erlebnisses, das so phantastisch war, daß der fromme Pater darin nur das Werk des Teufels erblicken konnte . . . Günther konnte die Grammophonplatte und ihren herzerreißenden Hilferuf nicht vergessen.

Nur Pater Jakob würde über diese Fragen Auskunft geben können. Wenn er noch lebte . . . Denn die letzte Nachricht von ihm war acht Monate alt.

Es stand für Günther fest, daß er nach der Todesbai fahren würde. Hier war vielleicht der Schlüssel zu den Rätseln, die ihn beschäftigten.

Günther versuchte, ein Schiff zu chartern, das sie nach des Todesbai bringen könnte — aber es gelang ihm nicht. Jedesmal, wenn er das Ziel der Reise nannte, traf er auf Kopfschütteln.

„Es ist noch zu früh im Jahr für diese hohen Breiten“, sagten die Kenner Grönlands, „Sie müssen mindestens noch zwei Monate warten.“

Warten! Das war gerade das, was Günther nie gelernt hatte. Fünfundzwanzig Jahre hatte Peter Borns Geheimnis gewartet — aber es sollte keinen Tag länger warten, wenn Günther es verhindern konnte.

Er traf den Kapitän eines deutschen Fischdampfers — eines Motorloggers — der wegen einer dringenden Reparatur in den Hafen von Reykjavik eingelaufen war. Es war ein Kapitän Brommer, und sein Schiff hieß Nordstern. Mit ihm besprach Günther ausführlich seine Pläne — mit ihm konnte er wenigstens deutsch reden.

„Wenn ich Sie gut begreife“, sagte Brommer, „so wollen Sie den Spuren dieses Peter Born auch weiter folgen — wie er nach Todesbai kam, wo er herkam. Ja — das wird eine regelrechte Polarexpedition. Dazu sind unsere eisernen Fischdampfer nicht geeignet. Sie müssen versuchen, ein Schiff zu finden, das speziell für Fahrten im Eise gebaut ist. Es sind das Holzschiffe ohne Kiel mit teilweise abgeflachtem Boden, die auf das Eis gleiten und es durch ihr Gewicht brechen, ja — wenn Sie Ospil Ulafson kriegen könnten mit seiner ‚Dreizehn‘ . . . der macht so was sofort — sogar in dieser Jahreszeit.“

„Ospil Ulafson? Wer ist das? Ein Isländer?“

„Nein. Ich glaube, er ist Norweger. Spricht gut Deutsch. Ein eigenartiger Mann.“

„Heißt sein Schiff ‚Dreizehn‘?“

Kapitän Brommer lachte. „Ja — ein merkwürdiger Name. Er hat das Schiff wohl absichtlich so genannt — das ist gerade so was für ihn. Er will das Schicksal herausfordern — er lacht über jeden Aberglauben. Der Kerl scheut Tod und Teufel nicht. Wenn nur die Hälfte wahr ist von dem, was man von Ospil erzählt. . .“

„Und was erzählt man von ihm?“

„Oh — es sind die phantastischsten Geschichten im Umlauf. Fragen Sie den ersten, besten Seemann. Aber Sie müssen nach Ospil fragen — nicht nach Ulafson, denn unter dem Namen Ospil ist er in allen Häfen des Nordens bekannt. Manche halten ihn für närrisch — er soll geheimnisvolle Stimmen im Winde hören. Er ist eigentlich Fischer, aber er will den Fischfang aufgeben. Und wissen Sie, warum?“ Brommer schmunzelte. „Weil er das Todesgebrüll der Fische beim Fischeschlachten nicht länger anhören kann!“

Günther mußte lachen. „Kein schlechter Witz.“

„Tja — es wird wohl ein Witz sein. Oder der Mann spinnt wirklich manchmal. Aber seine Leute schwören auf ihn. Sie sagen, er hätte keinen Kompaß nötig, und er könne durch den Nebel sehen . . . ich habe sogar schon behaupten hören, er „könne Gedanken lesen.“

„Auf alle Fälle gilt er als guter Seemann?“

„Ohne Zweifel. Sein Schiff war das einzige aus einer Fischerflotte, das vor drei Jahren den großen Sturm überstand. Er soll deshalb mit dem Teufel im Bunde stehen.“

Günther bedankte sich für den guten Rat und versuchte sofort, sich mit diesem Ospil in Verbindung zu setzen. Nach vielen erfolglosen Telegrammen erreichte er den Mann schließlich bei den Lofoten.

Er hatte Glück — die „Dreizehn“ war verfügbar.

Günther und seine Freunde benutzten die Zeit bis zur Ankunft Ospils und seiner „Dreizehn“, um sich in Reykjavik für ihre Expedition auszurüsten und alle Vorbereitungen zu treffen, so gut und so schlecht es eben ging.

In diesen Tagen machte Günther eine unerwartete Bekanntschaft.

„Sünd Se de Mann, de no Greunland geit?“ hörte er auf einmal eine Stimme hinter sich, als er irgendwo im Hafen lief.

Günther drehte sich um und blickte in ein paar blaue Augen, die ihn erwartungsvoll ansahen. Sie gehörten einem blonden, sommersprossigen Jungen.

„Ich habe allerdings die Absicht, nach Grönland zu fahren“, antwortete Günther erstaunt.

„Könt Se mi nich mitnehmen?“ rief der Junge.

„Hör mal — wer bist du eigentlich?“ fragte Günther und betrachtete den Jungen neugierig. Er war groß — er war bestimmt über vierzehn Jahre alt — aber er hatte etwas so unverkennbar Jungenhaftes an sich, daß man ihn unwillkürlich du nannte. Er schien das übrigens auch gar nicht anders zu erwarten.

„Ik heet Klaus Strohmeyer“, sagte der Junge. „Ut Finkenwarder . . .“ setzte er stolz hinzu. „Nemt Se mi doch mit. Ik mutt no Greunland.“

„Wir fahren aber gar nicht nach den bewohnten Plätzen Grönlands mein Junge — da bist du an der verkehrten Adresse. Wir fahren nach der Todesbai im hohen Norden — da gibt's nur Eis und Eskimos und Bären und Seehunde . . .“ Günther mußte unwillkürlich lächeln.

Die Augen des Jungen leuchteten. „Is good, dor wil ik just hen.“

„Na, mein Junge, dazu bist du doch noch viel zu jung“, erklärte Günther

erhaben. „Wenn du später mal groß bist . . .“

Auf dem frischen, ehrlichen Gesicht des Jungen war die Enttäuschung zu lesen.

„Ik seuk min'n Vadder . . .“ sagte er entschuldigend. „Weet Se — min Vadder . . .“ Er brach plötzlich ab. „Oh kiek — dor kummt de Ol . . .“ murmelte er, und ehe Günther recht begriff, was los war, war er verschwunden.

Eine Sekunde später wurde ihm die Ursache dieses fluchtartigen Rückzuges klar. Sie hieß Kapitän Brommer von der „Nordstern“.

„Morgen, Herr Kern — war das nicht unser Moses, der da soeben bei Ihnen stand? Was wollte der Bengel?“

„Moses? Er sagte, er hieße Klaus Strohmeyer . . .“

„Heißt er auch. Aber die Jungens werden auf den Schiffen Moses genannt — das wissen Sie als Landratte natürlich nicht.“

Das hatte Günther allerdings nie gehört. Er teilte dem Kapitän das seltsame Ersuchen seines „Moses“ mit.

„Grönland? Ein paar Ohrfeigen kriegt er! Wohl ganz verrückt geworden.“

„Er sagt, er suche seinen Vater“, verteidigte Günther seinen neuen Bekannten.

Kapitän Brommer wurde auf einmal einst. „Ach Gott — es ist eigentlich eine Tragödie —“ sagte er nachdenklich. „Der Bengel ist der Sohn von einem Finkenwärderer Fischer, der vor vielen Jahren irgendwo hier bei Island verschollen ist. Sein Schiff ist in einem Sturm untergegangen — mit Mann und Maus, wie man sagt. Aber die Mutter hat es nie glauben wollen. Sie hofft jahrein, jahraus, daß der Mann noch mal auftaucht.“

„Ist der Mann nicht für tot erklärt worden?“

„Natürlich. Ist auch gar kein Zweifel dran. Ein Fall, wie so viele. Aber wissen Sie — eine Seemannsfrau gewöhnt sich so schwer an den Gedanken. Sie ist ja immer allein — sie ist so gewöhnt, daß der Mann fährt — daß er nur abwesend ist . . . Für ihr Gefühl fährt er eben noch immer — sie kann es einfach nicht glauben, daß er nie wiederkommt . . . da hilft keine offizielle Todeserklärung.“

Er räusperte sich. „Ja — lieber Herr Kern, das ist bei uns eben anders als auf dem Lande, wo man fein säuberlich begraben wird — mit Blumen und Pfarrer und Erde drauf ...“

Er schwieg. Günther war ganz still geworden. Der Gedanke an die einfache Fischersfrau, für deren Gefühl der Tote noch immer fährt, hatte etwas Ergreifendes. Noch nie war ihm die Tragik eines Seemannsloses so zum Bewußtsein gekommen.

„Na ja —“ sagte Kapitän Brommer. „So ist das eben. Und der Junge hat es von der Mutter gehört und ist aufgewachsen in dem Gedanken, daß der Vater noch irgendwo lebt — in Grönland — in Franz Josef-Land — Gott weiß wo. Es ist ihm nicht auszureden . . . Aber er hätte sie nicht anquatschen dürfen — ich muß die Zügel ein bißchen anziehen. Was tut der Bengel um diese Zeit an Land?“

„Sie alter Seetyrann!“ sagte Günther lächelnd. „Wenn Sie den Jungen dafür strafen, kriegen Sie es mit mir zu tun.“

„Er wird am Mast aufgehängt!“ lachte der Kapitän.

Das Warten auf die „Dreizehn“ schien Günther und Elli eine Ewigkeit, Aber es war immer noch Mai, als sie ankam und so konnte die Ewigkeit höchstens vierzehn Tage gedauert haben.

Günther erhielt den Bericht vom Einlaufen der „Dreizehn“ eines Morgens früh im Hotel und eilte sofort zum Hafen. Elli und Thomas waren noch nicht fertig.

Zwei Männer standen im lebhaften Gespräch an der Kade. Der eine war Kapitän Brommer. Günther lief sofort auf ihn zu.

„Aber so nehmen Sie doch Vernunft an, Ospil“, hörte er Brommer ärgerlich sagen, „dieser Schein ist wirklich echt – wie kommen Sie auf den Gedanken, er könne falsch sein?“

Also das war Ospil! Günther sah den Mann neugierig an. Er war ein Riese – ein Recke aus einer alten Sage. So mußte ein Wikinger ausgesehen haben oder ein Nibelungen. Ein markiges, wettergebräuntes Gesicht – eine hochgewölbte Stirn – große, stahlblaue Augen unter buschigen Brauen.

Am meisten überraschte Günther Ospils augenscheinliche Jugend. Nach all den abenteuerlichen Erzählungen hatte er sich unter diesem Ospil einen Mann in mittleren Jahren vorgestellt. Zu seinem Erstaunen fand er einen jungen Mann ungefähr in seinem eigenen Alter – höchstens Mitte zwanzig. So jung und schon so berühmt!

„Wollen Sie bitte als Schiedsrichter auftreten, Herr Kern“, rief Brommer. „Ist dieser Schein echt oder nicht?“ Er hielt Günther eine Banknote unter die Nase.

„Falsch ist er“, erklärte Ospil. „Halten Sie mich für so dumm? Jedes Kind kann das sehen.“

Günther holte eine gleichartige Banknote aus seiner Brieftasche, die er erst am Tage vorher auf der Bank in Empfang genommen hatte. Die war garantiert echt. Schweigend verglich er die beiden Scheine.

„Ich sehe wirklich keinen Unterschied . . .“ sagte er etwas verlegen.

„Na – was hab' ich gesagt!“ triumphtierte Brommer.

„Sie sind verrückt“, erklärte Ospil mit der herzlichen Offenheit des Secmanns. „Das sind doch ganz andere Farben . . .“

Es war wohl dieses Wort Farben, das Günther stutzig machte. Tatsächlich war an den Farben der Note nichts Besonderes zu sehen. Er mußte an die „Nessunos“ im europäischen Museum denken und an den geheimnisvollen Mann mit den Schwimmhäuten. Unwillkürlich sah er auf Ospils Hände, aber sie waren vollkommen normal,

„Darf ich die Note einwechseln“, sagte er ruhig. Er gab Ospil seine echte und steckte die umstrittene zu sich. Ospil nahm den Schein brummend in Empfang.

„Warum denken Sie, daß ich Schwimmhäute habe?“ murmelte, er.

Günther war verblüfft. Der Mann hatte tatsächlich seine Gedanken erraten.

„Sie sind ein zweiter Salomo, Herr Kern“, lachte Brommer. „Na – auf Wiedersehen – ich glaube, die Herren haben sich allerhand zu erzählen.“ Er empfahl sich.

„Also Sie sind Kern?“ murmelte Ospil und betrachtete Günther prüfend von oben bis unten.

Günther ließ sich schweigend mustern. Er suchte nach ein paar passenden Worten der Begrüßung, fand aber keine. Es war, als hätte er plötzlich die Sprache verloren. Waren es die späteren Ereignisse, die ihren Schatten voraus warfen? Fühlte er, daß es das Schicksal selbst war, das ihm in diesem Ospil entgegentrat?

„Ich höre, Sie wollen ein Mädchen mit nach Todesbai nehmen, Kern“, sagte Ospil nach einer Weile in einem Ton, als wenn er zu einem Untergebenen spräche. „Kommt gar nicht in Frage.“

In diesem Augenblick näherten sich Wagner und Elli.

„Ah — Günther! Da bist du ja —“ rief Elli schon von weitem.

Mit ein paar Worten stellte Günther Ospil vor.

„Unser Kapitän“, sagte er lächelnd. „Aber er will dich nicht mitnehmen, Elli.“

Neugierig blickte Elli den Riesen an. Ospil sagte kein Wort. Er war wie zu Stein erstarrt. Er blickte Elli an, als wenn er einen Geist sähe.

Eine peinliche Stille entstand. Auch Elli — die doch sonst nicht, auf den Mund gefallen war — brachte kein Wort hervor. Suchend, fragend, etwas erschrocken blickten ihre großen blauen Augen zu Ospil auf. Dann errötete sie plötzlich unter dem Blick des Mannes und schlug die Augen zu Boden.

„Herr Ulafson hat recht“, brach der gläubige Thomas endlich das Schweigen. „Es ist auch besser, wenn Elli hierbleibt. Ich habe es dir doch gleich gesagt, Nucleus.“

„Es ist in Ordnung. Das Fräulein geht mit“, fiel Ospil ihm kurz ins Wort.

Er drehte sich um. „Ich komme in einer halben Stunde ins Hotel— ich habe noch bei der Hafenbehörde zu tun“, murmelte er, und ohne eine Antwort abzuwarten, ließ er die kleine Gesellschaft allein.

Etwas verstimmt — er wußte selbst nicht, warum — ging Günther zur Bank und ließ die Banknote prüfen, die Ospil für falsch erklärt hatte.

„Natürlich echt — gar kein Zweifel“, sagte der Kassierer.

„Bitte prüfen Sie sie genau. Es scheint etwas mit den Farben nicht zu stimmen. Haben Sie eine Uviollampe?“

„Unsinn —“ brummte der Beamte. Wohl mehr, um dem Kunden einen Gefallen zu tun, als weil er es für nötig hielt, nahm er die Note und verschwand mit ihr in der Tiefe des Gebäudes.

Es dauerte lange, bis er wiederkam.

„Eine merkwürdige Sache ...“ erklärte er kopfschüttelnd. „Die Note ist doch falsch . . . Aber man sieht es tatsächlich nur unter der Uviollampe.“

An die ersten Tage ihrer Reise mit der „Dreizehn“ dachten Günther, Elli und Wagner später nur mit Schauern zurück.

Das kleine, kiellose Schiff schaukelte selbst bei spiegelglatter See wie ein Betrunkener. Es stank nach Fisch und Tran, nach Teer, Blut und Fleisch und Gott weiß, wonach noch allem. Das zum Futter für die Hunde bestimmte Walfleisch wurde zum Trocknen in langen Streifen an Deck aufgehängt. Das Blut tropfte herab und trug nicht wenig dazu bei, den Landratten den Aufenthalt an der frischen Luft zu verleiden.

Der gläubige Thomas lag verbissen und mit dem Fatalismus des Gelehrten in

seiner Koje.

Günther — als Leiter der Expedition — markierte an Deck stramme Haltung. Er bewunderte heimlich Ospil, dem weder das Rollen des Schiffes noch der furchtbare Gestank etwas anzuhaben schien. Hatte der Kerl denn keine Geruchsnerven?

Auch Elli hielt sich tapfer, aber sie war kratzbürstiger und gehässiger zu Günter denn je. Doch der junge Mann vergab ihr viel. Wenn ihr nur halb so übel zumute war wie ihm selbst . . .

„Du bist krank, Elli —“ sagte er bleich und mit verglasten Augen, als das Mädchen todesmutig an Deck kam.

Elli warf einen Blick auf Ospil, der sie schweigend und mit verschränkten Armen musterte. Sie genierte sich wohl vor ihm.

„Ich bin nicht seekrank“, rief sie wütend. Gleich darauf rannte sie zur Reling, um ihre Worte Lügen zu strafen.

„Ich vielleicht?“ schrie Günther. Im nächsten Augenblick leistete er ihr Gesellschaft.

Am dritten Tag gab es eine kleine Sensation. Einer der Matrosen entdeckte einen blinden Passagier, der sich in der Seilkoje unter den Netzen versteckt hatte. Halbverhungert wurde er herausgezogen und vor den Kapitän gebracht.

Der gewaltige Ospil war gerade beschäftigt, den blinden Passagier nach Strich und Faden zu verdreschen, als Günther dazu kam. Das Opfer wehrte sich verzweifelt. Günther sah seine Beine hilflos durch die Luft schlagen. Da wo sich normalerweise die Beine befinden, sah er einen blonden Jungenkopf — ein schmerzverzogenes, sommersprossiges Gesicht . . . War das nicht der Moses von der „Nordstern“? Der Bengel aus Finkenwärder?

„Lassen Sie den Jungen los, Ospil!“ rief Günther.

„Die Strafe soll er kriegen“, schrie Ospil erbittert und trommelte weiter auf den zu diesem Zweck von der Vorsehung geschaffenen Körperteil Klaus Strohmeysers.

„Schämen Sie sich doch, einen Jungen zu schlagen. Sie sind soviel größer und stärker ...“

War es Günthers Einfluß oder die Tatsache, daß Elli in der Nähe erschien — jedenfalls ließ Ospil von seinem Opfer ab. „Hat sich was, stärker“, brummte er, „ins Bein gebissen hat mich das Luder . . .“

Er besah sein Bein, und Günther konnte einige Schadenfreude nicht unterdrücken.

„Wart mal, Bursche — das nächstemal hau ich dir aber den Hintern voll, daß du ...“

„Aber Herr Ulafson!“ sagte Elli vorwurfsvoll und Ospil unterdrückte den Rest seines Versprechens.

Klaus Strohmeier erkannte mit dem sicheren Instinkt der Jugend, daß nur Elli ihn vor einer abermaligen Durchgerbung seiner viel zu wenig gepolsterten Sitzfläche retten könne.

„Bitte helfen Sie mir, Frollein“, bat er in seinem besten Hochdeutsch. „Ich will so gern mit nach Grönland — ik will min Vadder seuken ...“

Es folgte eine Beichte, die Elli zu Tränen rührte. Allerdings war wohl auch

Ellis Seekrankheit Klaus Bundesgenosse, denn sie war sonst gar nicht so rührselig.

„Natürlich nehmen wir ihn mit“, entschied sie.

Alles nimmt ein Ende — sogar die Seekrankheit. Die drei Landratten gewöhnten sich an das Rollen des Schiffes, an den Schmutz und den Gestank. Sie bekamen wieder Gefühl für Romantik und Humor — sie hatten wieder Augen für die Schönheit der Natur.

Es war schön. Schon kurze Zeit nach der Abfahrt von Reykjavik kamen sie ins Treibeis. Weiße, glitzernde Eisstücke in allen Größen — von Faustgröße bis zu regelrechten Bergen — hoben sich grell ab von dem tiefblauen Wasser. Dazu wolkenloser Himmel und warmer Sonnenschein. Es war Anfang Juni und die Tage waren lang.

Das schöne Wetter lockte schließlich auch den hartnäckigen Patienten, den gläubigen Thomas, an Deck.

„Hast du mal was von den singenden Mäusen gehört, Nucleus?“ fragte er Günther etwas überraschend. Er starrte nachdenklich in das kristallblaue Wasser.

„Du meinst wohl weiße Mäuse?“ antwortete der Freund sarkastisch.

„Nein — singende“, erwiderte Wagner ganz ernsthaft. „Unser Kapitän erzählte heute morgen davon. Er sagte, das verdammt Singen der Biester hätte ihn nicht schlafen lassen.“

„Oh du gläubiger Thomas!“ lachte Elli. „Du fällst auf jedes Seemannsgarn herein.“

„Der Ospil ist doch sonst kein Spaßvogel“, murmelte Günther, „übrigens ist die Geschichte von singenden Mäusen ein beliebtes Motiv alter Volkssagen.“

Günther fühlte sich versucht, Ospil hiermit zu necken.

„Na — haben die Mäuse wieder gesungen, Ospil?“ fragte er den Kapitän am nächsten Tage lachend.

Aber Ospil lachte nicht. „Ja —“, erklärte er todernst. „Das ist das einzige, an das ich mich nie gewöhnen werde. Stört es Sie nicht?“

„Sie meinen Piepen — das ist doch nicht so schlimm.“

„Nein — nicht das Piepen — das klingt ganz traulich. Aber dieses ekelhafte, laute Singen . . .“

Er sah Günther aufmerksam an. „Sie haben es nie gehört —“ sagte er. „Sie denken, daß ich Sie verulken will . . . oder daß ich nicht ganz richtig hier bin.“ Er zeigte auf seine Stirn. „Stimmt's?“

Es stimmte.

Ospil schüttelte sinnend den Kopf. „Manchmal begreife ich mich selber nicht. Sagen Sie ehrlich, Kern — ist es möglich, daß ein Mensch Dinge hören und sehen kann, die für andere Menschen nicht wahrnehmbar sind?“

Noch vor ein paar Monaten hätte Günther auf diese Frage mit „Unsinn“ geantwortet. Aber die merkwürdigen Erlebnisse der letzten Zeit hatten seine Schulweisheit erschüttert. Er antwortete mit einer Gegenfrage.

„Haben Sie auf einer Ihrer Reisen mal Menschen getroffen mit Schwimmhäuten zwischen den Fingern?“

„Nein.“ Ospil sah den anderen erstaunt an. „Was wollen Sie doch immer mit

Ihren Schwimmhäuten? Schon in Reykjavik dachten Sie daran. Ich schien Sie damals an einen gewissen Nessuno zu erinnern . . . ”

Günther war betroffen. Er war gewiß, daß er den Namen Nessuno nie genannt hatte.

„Nessuno war ein italienischer Maler“, sagte er, „ein Schüler Michelangelos.“

„Michelangelo? Der den Adam gemalt hat?“

„Ah — Sie kennen den Adam von Michelangelo?“ Das war ja eine ganz neue Seite an diesem Ospil. Alles hätte Günther für möglich gehalten — nur nicht, daß dieser rauhe Seemann ein Kenner italienischer Malerei sei.

„Warten Sie —“ sagte Ospil. Er verschwand in seiner Kabine und kam gleich darauf mit einem ziemlich abgegriffenen und schmutzigen Buch zurück. Er schlug eine Seite auf und zeigte Günther eine fotografische Reproduktion des berühmten Bildes von Michelangelo, das die Erschaffung des Adam darstellt.

„Ich mache mir sonst nicht viel aus Bildern“, sagte er. „Aber dieses Bild hat immer eine besondere Anziehungskraft auf mich gehabt. Ich kann das Gefühl nicht loswerden, daß ich es irgendwo einmal gesehen habe — daß es einmal eine Rolle in meinem Leben gespielt hat. Es macht mir schon lange Kopfzerbrechen . . . vielleicht können Sie das erklären — Sie sind doch auch ein halber Maler.“

Dieses „halber“ gab Günther einen Stich. Ospil hatte wohl eine seiner Skizzen gesehen . . . , Aber es war leider die Wahrheit.

„Das Original können Sie nur in Italien gesehen haben“, sagte er verstimmt.

„Ich bin nie in Italien gewesen.“

„Vielleicht haben Sie eine Kopie in einem Museum gesehen?“

Ospil lächelte. „Ich bin noch nie in einem Museum gewesen.“ Ein gequälter Ausdruck kam in sein Gesicht. Er fuhr sich mit der Hand über die Stirn.

„Es muß irgendwo im Eise gewesen sein . . .“ murmelte er. „Eine Frau war dabei — eine schöne Frau . . . wenn ich mich doch erinnern könnte . . .“

Plötzlich schlug seine Stimmung um. Es war, als ob er sich zusammenriß.

„Verzeihen Sie —“ sagte er steif. „Ich glaube selbst, ich bin manchmal nicht ganz normal.“

Auf alle Fälle genügte dieses kleine Intermezzo für Günther, um ihm diesen merkwürdigen Menschen noch rätselhafter zu machen.

Er sprach mit Elli und Wagner über Ospil — er wollte seine Beobachtungen mit ihren Erfahrungen vergleichen.

„Dieser Ospil ist doch ein rätselhafter Mensch“, begann er. „Ich werde wirklich nicht klug aus ihm. Manchmal zieht er mich an — dann wieder stößt er mich ab. Er kann rücksichtslos sein — grob bis zur Unverschämtheit — er ist unglaublich herrschsüchtig . . .“

Er wollte anschließend Ospils gute Eigenschaften aufzählen, aber Elli unterbrach ihn.

„Schäm dich, Taufliche, daß du dich von deiner Eifersucht hinreißen läßt. Dieser Ospil ist ein ganzer Kerl. Ein echter Mann — viel mehr als du!“

Todesbai . . .

Pater Jakob stand vor seiner ärmlichen Hütte und blickte über das Wasser

nach dem näherkommenden Dampfer. Seine Hand, die über den dünnen weißen Bart strich, zitterte vielleicht ein wenig — aber sonst verriet er keine Erregung, keine Neugierde, keine Spannung. Es war, als ob das Einlaufen eines Dampfers in der Todesbai etwas Alltägliches wäre und nicht ein seltenes und unerhörtes Ereignis. Pater Jakob hatte verlernt, sich über irgend etwas zu wundern . . .

Der Frechdachs Klaus sprang als erster an Land und lief auf den alten Mann zu.

„Hobt Se min Vadder sehn — de Fischer Klaus Strohmeyer — ut Finkenwärder?“ fragte er mit einer Selbstverständlichkeit, als ob er in Finkenwärder wäre und nicht im vereisten Norden Grönlands — als ob der Vater vor einer halben Stunde weggegangen sei und nicht vor zehn Jahren.

„Klaus Strohmeyer?“ sagte Pater Jakob ohne eine Spur der Verwunderung. „Nein, mein Junge — ich glaube nicht, daß ich ihn gesehen habe.“

Ebenso ruhig und selbstverständlich, wie er Klaus geantwortet hatte, erzählte er der kleinen Gesellschaft einige Zeit später alles, was er von Peter Born wußte. Es war vielleicht nicht viel — aber es war gewiß merkwürdig.

Vor etwa zwanzig Jahren hatten Eskimos einen halb verhungerten und halb erfrorenen Europäer auf dem Eise gefunden. Sie nahmen sich seiner an, fütterten ihn mit rohem Seehundfleisch, gefrorenem Fisch und heißem Tran, banden ihn auf einen Schlitten und brachten ihn schließlich zu Pater Jakob. Der Zustand des Mannes war von Anfang an hoffnungslos. Er litt an schwerem Skorbut — hatte schon tellergroße Hautblutungen. Auch eine bessere Pflege als die, die Pater Jakob mit seinen bescheidenen Mitteln ihm angedeihen lassen konnte, hätte ihn nicht zu retten vermocht.

Der Fremde konnte sich an nichts erinnern — nicht einmal seinen Namen schien er mehr zu kennen. Aus Papieren, die er bei sich hatte, ging hervor, daß er ein Dr. Peter Born war und daß er bei einer Kohlengrube bei Spitzbergen Arzt gewesen war.

Nicht weit von der Hütte war sein einfaches Grab. Ein kleiner Hügel — ein roh gezimmertes hölzernes Kreuz, in das Pater Jakob in kunstlosen Buchstaben den Namen Peter Born geschnitzt hatte — das war alles.

Schweigend und mit entblößtem Haupte standen sie vor Peter Borns letzter Ruhestätte — der Ruhestätte eines Rastlosen. Schweigend, jeder mit seinen Gedanken beschäftigt, gingen sie zurück in die ärmliche Hütte. Hatte Peter Born sein Geheimnis mit ins Grab genommen?

Es dauerte einige Zeit, bis das Gespräch wieder in Gang kam.

„Ich habe mit Gott um die Seele dieses Mannes gerungen“, sagte Pater Jakob. „Er war von einem bösen Geist besessen. Tagsüber lag er still und gleichgültig. Aber sobald er schlief, überfiel ihn der Teufel. Dann redete er mit Zungen — dann wälzte er sich auf seinem Lager — dann tobte und schrie er und rief geheimnisvolle, unheilige Namen.“

„Wir haben Grund zu der Annahme, daß Peter Born eine wichtige Entdeckung gemacht hat“, bemerkte Günther. „Er muß Ungeheures erlebt haben. Vielleicht wurden diese Erlebnisse im Traume wieder lebendig?“

„Das war auch mein erster Gedanke“, erwiderte der Missionar. „Darum hatte

ich mir seine wirren Reden aufgeschrieben. Aber er kann im Eis unmöglich erlebt haben, was er da rief. Urteilen Sie selbst.”

Er kramte unter seinen wenigen Besitzungen und brachte ein kleines, ziemlich fettiges Notizbuch zum Vorschein. Er versuchte zu lesen, aber kam nicht damit zu Rande.

„Ich habe damals sehr klein geschrieben . . .” entschuldigte er sich, „meine Augen sind nicht mehr so gut wie früher. Vielleicht probieren Sie es selbst?”

Es war tatsächlich nicht leicht, diese Aufzeichnungen Pater Jakobs nach zwanzig Jahren zu entziffern. Sie waren ursprünglich mit Bleistift geschrieben und teilweise verwischt. Es gelang auch nur unvollständig. Hier folgen die Worte und Sätze, die Günther enträtseln konnte — ergänzt durch das, was der Pater im Gedächtnis behalten hatte.

„Du bist wahnsinnig — Grosni — laß sie los, sag ich dir — eine Glocke? ha-ha, Thule ist eine Glocke! — Helen — du bist nicht Iskra — ich will es nicht — hörst du — ich will es nicht — Glocke? Jawohl — die Glocke des Todes — Ljodokol — Ljo-dokol? Daß ich nicht lache. Babylon ist es und Sodom und Gomorrha! — Du bist ein Teufel, Grosni — ein Verfluchter bist du — ruhig, Trud — laß mich los, Trud — oh, Trud, warum tust du mir so weh? — Hast du sie nicht gesehen, Platjinka? — Wo ist Iskra? Du ermordest sie! — Ich will nicht, Grosni, hörst du, ich will nicht. — Mach das grüne Licht aus — um Gottes willen das grüne Licht! — Ich verbrenne! — Helen, Helen, warum mußtest du mir das antun? — Hilfe, Hilfe, die Ipsoiden kommen!”

Derartige Ausrufe wiederholten sich regelmäßig, unterbrochen von wilden Schreien.

„Es war grauenhaft”, sagte Pater Jakob. Selbst nach zwanzig langen Jahren ließ die Erinnerung an jene Nächte mit dem Sterbenden ihn noch erschauern. „Dabei wiederholte der Kranke immer wieder diese fremden Namen. Grosni, Iskra, Liodokol, Trud, Platjinka, die Ipsoiden — ich habe das wohl hundertmal aus seinem Munde gehört. Manchmal rief er auch noch andere, aber ich konnte sie nur zum Teil verstehen.”

„Hat er nicht etwas von Erzen gesagt?” fragte Günther, „oder von Radium?”

Pater Jakob zuckte die Achseln. „Er sprach soviel verwirrtes Zeug — es wäre möglich — aber erinnern kann ich mich nicht. Warum vermuten Sie das?”

Günther erzählte von den geheimnisvollen Steinen mit dem Zettel „Thule”. Etwas zögernd teilte er dem Pater sein Vermuten mit, daß Peter Born dieses Erz vielleicht im Innern Grönlands gesucht und gefunden hätte.

„Im Innern Grönlands?” sagte der Missionar erstaunt. „Aber Doktor Born kam ja gar nicht aus dem Innern Grönlands. Die Eskimos fanden ihn auf dem Eise — er kam aus dem Norden oder Nordosten — er war im Winter über das Eis gezogen.”

Das war ein ganz neuer Gesichtspunkt. Wenn Peter Born nicht in Grönland gewesen war, wo war er dann gewesen? Günther nahm die Karte zur Hand. Der Ort, an dem Peter Born gefunden worden war, ließ sich nicht mit Sicherheit feststellen. Aber aller Wahrscheinlichkeit nach war es in der Nähe des Amdrup-Landes gewesen — östlich vom Nord-Ostkap Grönlands. Wenn Peter Born diesen Punkt erreicht hatte, aus dem Norden oder Nordosten

kommend, dann mußte er aus dem Raum gekommen sein, der im Süden von der Spitzbergengruppe, im Osten von Franz-Josef-Land und im Westen von Peary-Land begrenzt wird. Dieser Raum ist nur teilweise erforscht. Sverdrup hat ihn 1896, vom Nordosten kommend, mit der „Fram“ durchquert.

Günther blickte seine Freunde fragend an.

„Fein —“ sagte Elli, „jetzt wird es eine richtige Polarexpedition. Ich werde die erste Frau sein, die so etwas mitmacht.“

Der gläubige Thomas schlug die Augen zum Himmel. „Ich bin Biologe — kein Polarforscher“, seufzte er.

„Wir wollen die Sache mit Ospil besprechen“, schlug Günther vor.

„Ospil?“ fragte Pater Jakob. „Meinen Sie Kapitän Ulafson?“

„Ja. Ospil ist sein Vorname. Aber er ist darunter bekannter als unter dem Namen Ulafson.“

Der Missionar strich sich sinnend mit der Hand durch den dünnen, weißen Bart, seine Lieblingsgebärde.

„Ospil . . .“ murmelte er, „Ospil — war das nicht eines der fremden Worte, die Peter Born in seinen Delirien rief?“

Sie hatten beschlossen, nach Spitzbergen zu fahren — aber das war leichter gesagt, als getan. Der Wind hatte sich plötzlich gedreht — er trieb soviel Eisschollen in den Fjord, daß selbst ein Seemann wie Ospil es vorzog, auf besseres Wetter zu warten.

Das Warten fiel ihnen nicht leicht. Die Todesbai bot wenig Reizvolles, Ein Streifen öden Landes an der Küste — einige Eskimohütten und Pater Jakobs bescheidene Behausung — das war alles. Dahinter stiegen wie eine Mauer die Berge empor — graue, zum Teil mit Eis und Schnee bedeckte Felsen.

Am wenigsten langweilte sich der kleine Klaus. Er benutzte die Zeit, die Hunde zu dressieren. Lächelnd ließen die anderen ihn gewähren. Es war nicht recht klar, ob er die Hunde dressierte oder die Hunde ihn — das Resultat war jedenfalls verblüffend. Klaus und die Hunde wurden die besten Freunde.

„Morgen früh fahren wir“, kündigte Ospil eines Abends an. „Der Wind dreht sich.“

Sie saßen in der kleinen Messe der „Dreizehn“ um einen Petroleumofen. Sie hatten zum Abend gegessen und also war es Abend. Es hätte geradesogut Mittag sein können, so hell war es. Goldrot leuchteten die Strahlen der Mitternachtssonne über den Rand des Fjords.

Am nächsten Morgen verließen sie die Todasbai und Pater Jakob. Sie waren die ersten Europäer, die er seit Jahren gesehen hatte und die letzten, die er in Jahren sehen würde. Vielleicht die letzten, die er überhaupt je sehen würde . . .

Pater Jakob stand vor seiner ärmlichen Hütte und blickte über das tiefblaue Wasser, während der kleine Dampfer sich langsam durch die Eisschollen des Fjords einen Weg bahnte. Mechanisch fuhr er mit der Hand durch den dünnen weißen Bart. Vielleicht zitterte diese Hand ein wenig. Aber sonst verriet er keine Erregung — keine Enttäuschung, keine Neugierde, keine Freude — nichts . . .

Sein Bild stand ihnen noch vor Augen, als er schon lange verschwunden war.

Sie sahen ihn vor sich — die dunklen, gütigen Augen — die blutlosen Lippen, die sich immer leise bewegten wie im Gebet.

Spitzbergen — das Land der spitzen Berge . . . Fjordlandschaften mit zackigen Gebirgskämmen — Riesengletscher, die sich in ein tiefblaues Meer ergießen — dazwischen lachende grüne Wiesen, in denen sich Rentierherden tummeln. Es sind die Ausläufer des Golfstroms, die Spitzbergen in beinahe achtzig Grad nördlicher Breite im Sommer zu einem kleinen Paradies machen.

Der Empfang in Crossbay bei der Svalbard Kuul Co — der Gesellschaft, bei der Peter Born gearbeitet hatte — war sehr herzlich. Auch die Versorgung des inneren Menschen übertraf die kühnsten Erwartungen. In der Kantine der Grubengesellschaft traktierte man die Gäste mit frischem Fleisch und Gemüse, mit Schlagsahne und Ananas und anderen Herrlichkeiten, die nach der eintönigen Kost der „Dreizehn“ ein wahres Labsal waren.

„Wenn Sie etwas über diesen Doktor Born erfahren wollen“, sagte der Direktor, „müssen Sie sich an seinen augenblicklichen Nachfolger wenden, unseren Arzt Dr. Larsen. Ich glaube, er schreibt ein Buch über seine Vorgänger — wohl um seine eigenen Dummheiten zu rechtfertigen.“ Er lächelte vielsagend.

„Dummheiten?“ fragte der gläubige Thomas.

„Na ja —“ begütigte der Direktor. „Es ist eigentlich gar nicht so schlimm. Er säuft bloß. Aber nicht immer. Manchmal ist er sogar ganz nüchtern. Quartalsäufer nennt man das wohl in Deutschland. Und im Rausch geht er uns ab und zu durch die Lappen. Dann haut er mit dem ersten besten Schiff ab nach Norwegen.“

„Und kommt er später wieder, zurück?“

Der Direktor schmunzelte. „Wir telegrafieren einfach an alle Häfen, daß man ihm keinen Alkohol verkaufen soll. Die Folge ist, daß er prompt und reumütig wieder zurückkommt.“

Sie verabschieden sich von dem freundlichen Direktor.

Sie hatten Glück, denn Dr. Larsen war wirklich nüchtern, als sie ihre Nachforschungen bei ihm fortsetzen. Er sprach fließend Deutsch — hatte ein paar Semester in Deutschland studiert.

„Stören wir, Herr Doktor?“ fragte Günther höflich und sah sich neugierig in dem kleinen, blitzsauberen Spital um.

„Stören? Ach du lieber Gott!“ lachte Larsen. „Ich habe überhaupt nichts zu tun. In diesem gesegneten Lande gibt es weder Fliegen noch Bakterien — nicht einmal in unseren gut geheizten Kuh- und Schweineställen. Nicht einmal einen lumpigen Schnupfen kann man sich hier holen!“

Günther fiel gleich mit der Tür ins Haus und fragte nach Peter Born und seinem Schicksal.

„Ja — dieser Peter Born . . .“ sagte der Arzt nachdenklich. „Er ist schon seit einem Vierteljahrhundert hier weg. Ich habe ihn nicht gekannt — solange bin ich Gott sei Dank noch nicht hier. Aber mein Vorgänger hat mir viel von ihm erzählt — und der hat es wieder von seinem Vorgänger. Peter Born — das ist doch der Mann, der mit der schönen Helen Eriksen ausgerissen ist?“

Die Gesichter der drei Besucher waren Fragezeichen.

„Eine ganz romantische Geschichte!“ Larsen war ein Mann, der sich selbst gern reden hörte und augenscheinlich froh war über diese unerwartete dankbare Zuhörerschaft. „Der frühere Eigentümer der Grube — ich glaube, es war sogar der Gründer — war ein gewisser Eriksen. Er hatte eine wunderschöne Tochter, und er beging zwei große Dummheiten, die ihm sein Geld und seine Tochter kosteten. Die erste Dummheit war natürlich, daß er auf Spitzbergen nach Kohlen grub. Wissen Sie, das ist hier wie Monte Carlo. Man setzt — man verliert — man setzt wieder — verliert wieder — und das geht so lange weiter, bis man Pleite geht oder sich totschießt.“

„Und was war die zweite Dummheit?“

„Daß er eines guten Sommers die schöne Helen hierherbrachte. Obwohl sie mit einem der reichsten Bankiers Norwegens verlobt war und ein paar Monate später hätte heiraten sollen. Ein schönes Mädchen in die Einsamkeit! Alle jungen Männer wurden glatt verrückt. Und mein seliger Vorgänger Peter Born ging prompt mit ihr durch — ich glaube sogar in der Privatjacht des alten Eriksen.“

„Was! Er hat sie entführt?“ rief Elli begeistert. Das war etwas für ihr romantisches Gemüt.

„So kann man es nennen. Aber wenn die Gerüchte nicht trügen, ging sie nur gar zu gern mit. Sie muß ganz verliebt gewesen sein in den schönen Peter. Er wird ihr wohl was vorgeschwärmt haben von seinem sagenhaften Land Thule am Nordpol. Das war so eine fixe Idee von ihm. Wissen Sie — das kommt häufig vor in der Arktis — das macht der einsame, lange Winter . . .“

Günther fieberte vor Spannung.

„Thule? Bitte erzählen Sie uns mehr davon. Das Wort hat für uns eine sehr besondere Bedeutung.“

Dr. Larsen zuckte die Schultern — aber er erzählte nur allzu gern.

„Kennen Sie nicht die Sagen vom eisfreien Nordpol? Blühende, grüne Täler im ewigen Eis? Diese Sagen sind so alt wie die Menschheit. Aber wir haben hier noch unsere Privatsagen. Es gibt eine Sage von einem geheimnisvollen Land im hohen Norden — einem Land, das von Fabelwesen bevölkert ist, von Riesen und Zwergen, von grauenhaften Gnomen und Einäugigen und was weiß ich für Mißgestalten alles.“

„Vielleicht auch von Menschen mit Schwimmhäuten zwischen den Fingern?“ fragte Günther.

Dr. Larsen sah ihn erstaunt an. „Wie kommen Sie gerade auf Schwimmhäute? Das ist aber merkwürdig . . .“

„Oh — nur so . . .“ wich Günther der Frage aus. „Warum finden Sie das so merkwürdig?“

„Weil . . .“ Lassen stockte plötzlich. „Ach Unsinn . . .“ unterbrach er sich selbst. Günther hatte das Gefühl, daß er etwas verschwiegen, aber er konnte aus dem sonst so gesprächigen Mann nichts weiter herausbekommen.

„Und wie ging die Sache mit der Helen Eriksen weiter?“ forschte Elli mit glühenden Wangen.

„Ja, Fräulein Wagner, da fragen Sie mich zuviel. Soviel ich weiß, sind die

beiden verschollen. Wie heißt es so schön in dem alten deutschen Volkslied? Sie haben gehabt weder Glück noch Stern . . . Der alte Eriksen soll Himmel und Hölle in Bewegung gesetzt haben. Aber er hat nie wieder etwas von seiner Tochter oder von Peter Born gehört. Wahrscheinlich sind sie in ihrem Schiffchen verunglückt. Eriksen tat das einzig vernünftige — er soff sich tot. Danach hat keiner der Herren wieder seine erwachsene Tochter hierhergebracht. Unser Ingenieur Potofsky ist seitdem der erste.”

„Sie wissen also nicht, daß Peter Born im Jahre 19.. in Grönland gestorben ist?” antwortete Günther und erzählte dem erstaunten Larsen das Wesentliche von Peter Borns Ende.

„Donnerwetter!” murmelte der trinkfreudige Doktor und rieb seine dicke rote Nase. „Das ist etwas für mein Buch. Die Sache mit Born und der schönen Helen hat sich also fünf Jahre vor seinem Tode abgespielt . . . das ist ja interessant. Wo ist er all die Jahre gewesen? Wo hat er die Frau gelassen?”

Günther und Elli sahen sich schweigend an. Beide dachten dasselbe. Die Frauenstimme auf der Grammophonplatte!

Sie unterhielten sich noch lange mit dem geschwätzigen Dr. Larsen, aber viel Neues erfuhren sie nicht mehr. Wenigstens nichts, was sie interessierte.

Zwei Ereignisse, die sich während des kurzen Aufenthaltes der „Dreizehn” in Crossbay zutragen, sollten für die weiteren Erlebnisse von Bedeutung werden.

Es gab am Ufer der Crossbay — nicht weit von den Anlagen der Kuul-Co — eine kleine Bank zwischen hohen Felsblöcken, von der aus man einen wunderschönen Blick über das Meer und die vorgelagerten Inseln hatte. Günther hatte diese Bank gleich am Tage ihrer Anhkunft entdeckt. Die Mitteilungen Larsens hatten ihm viel Stoff zum Nachdenken gegeben und er beschloß, sich in die Einsamkeit dieser versteckten Felsbank zurückzuziehen, um seine Gedanken zu ordnen.

Als er sich auf einem schmalen Pfad dem Platze näherte, hörte er von dort Stimmen. Schade — jemand war ihm zuvorgekommen. Er konnte nicht sehen, wer es war, da die Felsen die Bank völlig dem Blick entzogen — aber er erkannte die Stimme Ospils. Er schlich sich etwas näher und horchte, aber einige Augenblicke später schämte er sich dieser Indiskretion. Denn dieser sonst so nüchterne und verschlossene Ospil war in Ekstase — er sprach von Sehnsucht und Liebe und Schönheit. Es klang wie eine regelrechte Liebeserklärung.

Günther mußte lächeln. Na — der Ospil schien die wenigen Tage gut benutzt zu haben. Und der Platz war auf alle Fälle gut gewählt . . .

Halb belustigt, halb beschämt, zog Günther sich zurück. Auf dem Heimweg klangen die wenigen Worte Ospils, die er heimlich aufgeschnappt hatte, noch in ihm nach. Auf einmal stutzte er. Hatte Ospil, nicht etwas vorn Nordlicht gesagt? „Mädchen — Liebste”, hatte er gerufen, „komm mit mir nach Norwegen. Du weißt ja nicht, wie schön es in meinem Norden ist. Sogar in dem langen Winter, wenn die Sterne funkeln über dem verschneiten Land — wenn das Nordlicht brüllt ...”

Wenn das Nordlicht brüllt? Das brüllende Nordlicht — so hieß doch die

geheimnisvolle Grammophonplatte, die letzten Endes der Anlaß zu dem ganzen Abenteuer gewesen war. Warum gebrauchte Ospil gerade diese Worte? War es eine scherzhafte Anspielung auf die Platte Peter Borns? Aber Günther war sich nicht bewußt, je mit Ospil über diese Platte gesprochen zu haben. War es vielleicht eine in Norwegen übliche Ausdrucksweise? Er hatte nie davon gehört. Oder bedeutete es . . . ? Ja — was konnte es bedeuten? Ein wahnwitziger Gedanke blitzte in Günther auf — aber er wagte nicht, ihn zu Ende zu denken.

Das zweite Erlebnis sollte werden für die weiteren Pläne der kleinen Gesellschaft.

Günther kam von einem kleinen Spaziergang in die Crossbai zurück. Müßig lief er nach der Seite der Bucht, an der Dr. Larsens kleines Spital lag. Schon aus der Ferne sah er den Doktor vor der Tür seines Heiligtums stehen. Er war im Gespräch mit einem Manne, der Günther bekannt vorkam. Der Fremde trug eine große Brille — ein Glas war schwarz . . .

Als Günther näherkam, nahm der Gast des Arztes gerade Abschied. Er lief zum Ufer und stieg in ein kleines Motorboot, das gleich darauf knatternd durch das blaue Wasser schnitt. Der Mann winkte dem Arzt einen letzten Gruß zu — er erhob eine schwarz behandschuhte Hand. In diesem Augenblick erkannte Günther ihn. Es war niemand anders als Labrume, der geheimnisvolle Mann aus Berlin.

Dr. Larsen grüßte zum Boot zurück, warf ihm einen letzten Blick nach und kam dem jungen Mann mit raschen Schritten entgegen.

„Lupus in fabula!“ rief er lachend. „Wenn man den Wolf nennt . . . Wir haben gerade von Ihnen gesprochen, Herr Kern.“

„Wer war dieser Mann, der da weggefahren ist?“ fragte Günther erregt. „Das war Tumán, der Mann von der Société Internationale. Aber ich meine, Sie kennen ihn?“

„Nein — ich habe nicht die Ehre —“ sagte Günther zurückhaltend. „Warum denken Sie das?“

Larsen sah ihn mit einem merkwürdigen Blick an.

„Weil Sie neulich von Menschen mit Schwimmhäuten sprachen. Das ist eine außerordentlich seltene Mißbildung. Ich kenne nur einen lebenden Menschen, der Schwimmhäute hat — und das ist dieser Herr Tum  n!“

Eine Tafel aus Wellblech enthielt in vier Sprachen eine Warnung, in den Duijvelsfjord einzufahren. Es sei gefährlich, stand darauf, wegen zahlreicher Klippen. Die Tafel war an einer der riesigen Felswände befestigt, die wie Mauern beinahe senkrecht aus dem tiefen Wasser aufstiegen.

„Unsinn —“ knurrte Ospil verächtlich, „man kann in alle diese Fjords einfahren.“

Mit einem Seemann wie Ospil auf der Brücke machte sich auch niemand Sorgen. Ein Mann, der so sicher durch Nebel und Eis fuhr . . . Günther war wohl der einzige, der sich Gedanken machte. Nicht so sehr wegen der Klippen

— das war natürlich nur ein Bluff von der Société Internationale. Aber er dachte an Minen . . .

Günther stand allein an der Reling und starrte auf das Wasser, das hier im Schatten der Felsen fast blauschwarz war. Er blickte zu den gigantischen Felsen hinauf. Hunderte Meter ragten sie beinahe senkrecht in die Höhe — drohend — düster.

Die Stille war beinahe feierlich. Auch die Bemannung tat ihre Arbeit schweigend — es war, als ob alle unter dem Eindruck der großartigen Wucht dieser Landschaft ständen.

Plötzlich fingen wie auf Kommando alle Hunde zu heulen an und das Geheul schallte hundertfach gebrochen von den Felswänden zurück. Aber das Konzert dauerte nur ein paar Sekunden, dann brach es ebenso plötzlich wieder ab.

„Klaus hat sie mit seiner Pfeife zum Schweigen gebracht“, machte Günther dem langen Schweigen ein Ende.

„Pfeife? Ich habe keine Pfeife gehört.“

„Man kann sie auch gar nicht hören. Es ist eine spezielle Hundepfeife, die ich in Reykjavik gekauft habe . . . Ein komisches Ding. Nur die Hunde hören sie — für uns bleibt sie stumm. Der Klaus hat sich nicht schlecht gewundert, als ich ihm die Pfeife gab. Er wollte es erst gar nicht glauben. Wie es kommt, daß nur die Hunde sie hören, weiß ich auch nicht. Aber es ist Tatsache — allen euren gelehrten Theorien zum Trotz.“

„Aber Nuclues —“ sagte Wagner vorwurfsvoll, „das steht gar nicht im Widerspruch zur Wissenschaft, wie du zu denken scheinst. Im Gegenteil. Hast du nie vom Ultraschall gehört? Schallschwingungen außerhalb unseres Hörbereiches?“

Er sah den Freund über die Brille hinweg mit dem Examinatorenblick an. Günther wurde gereizt.

„Ich bin gar nicht verpflichtet, etwas über den Schall zu wissen“, sagte er herausfordernd. „Ich beschäftige mich mit Malerei, aber nicht mit Akustik. Außerdem war ich gerade krank, als wir das früher in der Schule durchnahmen.“

„Schall ist eine Schwingung der Luft“, belehrte ihn Wagner. „Was wir Tonhöhe nennen, ist die Frequenz dieser Schwingung. Je höher die Frequenz — also je mehr Schwingungen pro Sekunde — desto höher der Ton. Aber das menschliche Ohr ist nur empfindlich für Schwingungen, deren Frequenz pro Sekunde zwischen fünfundzwanzig- und vierzigtausend liegt. Deine Hundepfeife liefert wahrscheinlich einen hohen Ton von über vierzigtausend Hertz, der sich unserer Wahrnehmung entzieht.“

Das war interessant. Günther vergaß darüber seinen Kummer.

„Dieser Ultraschall ist also eigentlich das Gegenstück zum Ultraviolett und Infrarot beim Licht?“

„Jawohl.“ Der gläubige Thomas war erfreut über soviel Verständnis. „Zu lange und zu kurze Lichtwellen sind für uns sichtbar. Die zu langen — die infra- oder ultraroten — Strahlen empfinden wir noch als Wärme. Für die noch längeren Strahlen, die Radiowellen, haben wir überhaupt kein Organ. Ähnlich ist es im Gebiet der kurzen Wellen. An das kurzwellige Violett grenzt das

Ultraviolett — noch kürzer sind die Röntgenstrahlen.”

„Und wie ist das mit dem Radium?” fragte Günther gespannt.

„Beim radioaktiven Atomzerfall entstehen verschiedene Strahlen”, erklärte Wagner. „Aber nur die sogenannten Gammastrahlen sind elektromagnetische Wellen, also von derselben Art wie Radiowellen, Licht- und Röntgenstrahlen. Allerdings ist die Wellenlänge der Gammastrahlen noch kürzer als die kürzesten oder, wie der Physiker sagt, härtesten Röntgenstrahlen. Noch viel härter, also kurzwelliger, ist die Höhenstrahlung, die aus dem Weltraum zu uns dringt. Sie ist die härteste und damit energiereichste Strahlung, die wir überhaupt kennen.”

„Mann Gottes!” rief Günther begeistert. „Jetzt ist mir alles klar! Das ist natürlich die Erklärung . . .” Er schlug den Freund kräftig auf die Schulter.

„Au!” stöhnte Wagner. „Nicht so gewalttätig, bitte. Was hast du denn auf einmal?”

Ehe Günther antworten konnte, erklang ein Ruf von der Brücke, dem ein scharfes Kommando Ospils folgte. Gleich darauf stoppte die Maschine.

„Was ist denn los?” fragte Wagner.

„Da — der Fjord ist gesperrt”, rief Günther und zeigte nach vorn.

Ein paar riesige Ketten waren quer über den schmalen Fjord gespannt. Eine große Bronzetafel an einer der Felswände verkündete, daß dieses Gebiet Privateigentum einer Société Internationale sei und daß die weitere Einfahrt verboten wäre.

Die „Dreizehn” hatte gestoppt. Ospil kam von der Brücke — in seiner Begleitung befand sich Elli.

Eine kurze Beratschlagung folgte. Es wurde beschlossen, zunächst mit dem Motorboot die Fahrt in das Innere des Fjords fortzusetzen. Das kleine Motorboot konnte unter den Ketten durchfahren.

Günther, der gläubige Thomas und zwei Matrosen sollten das Motorboot bemannen. Ospil als Kapitän blieb an Bord — man konnte nicht wissen, ob seine Anwesenheit nicht nötig sein würde.

„Ich fahre natürlich auch mit”, erklärte Elli. Niemand konnte sie davon abbringen. „Und der Klausewitz muß auch mit”, bestimmte die junge Dame einen Augenblick später. Auch diese Forderung wurde bewilligt. Klaus trat an die Stelle eines der Matrosen.

„Es ist vielleicht nicht ungefährlich . . .” bemerkte Günther besorgt. Aber Elli hatte für seine gutgemeinte Sorge kein Verständnis. Sie warf ihm nur einen verächtlichen Blick zu.

Bald erklang das kurze Tak-Tak des Motors zwischen den hohen Felsen. Der enge Fjord wand sich zwischen den Bergen durch wie eine Schlange. Es dauerte nicht lange und die kleine Gesellschaft im Motorboot hatte die „Dreizehn” aus dem Gesicht verloren.

Es wurde nicht viel gesprochen im Boot. Alle blickten voller Erwartung nach vorn. Was würden sie finden?

Auf einmal verbreiterte sich der Fjord. Die Berge traten zurück. Sie kamen in eine Art Bucht. Ein hügeliges Gelände zog sich bis ans Ufer herunter. Gebäude ragten zwischen den Hügeln auf — ein Schornstein — ein hölzerner

Förderturm.

„Die Grube der Société Internationale“, sagte Wagner.

Günther gab dem Matrosen einen Wink. Der Matrose stoppte — sie steuerten langsam ans Ufer, wo sich ein einfacher Landungssteg befand.

„Wie still es hier ist —“ rief Elli erstaunt, „die Grube scheint ganz verlassen zu sein.“

„Vielleicht . . .“ murmelte Günther nachdenklich. „Elli — du bleibst am besten im Boot. Ich werde mit Thomas auf Kundschaft ausgehen.“

Unerwarteterweise fügte sich das Mädchen diesmal.

Wagner und Günther schritten auf die Gebäude zu. Nirgends trafen sie einen Menschen, alles war still und verlassen. Die Türen und Fenster der wenigen Gebäude waren verschlossen.

„Sie scheinen hier nur ab und zu zu arbeiten“, bemerkte Wagner.

Aber Günther schüttelte den Kopf. „Hier stimmt etwas nicht . . .“ sagte er und dämpfte unwillkürlich seine Stimme. „Komm mal mit, Thomas.“

Raschen Schrittes lief er auf den Förderturm zu. Die hölzerne Tür desselben, die den Zugang zum Schacht bildete, war gleichfalls verschlossen. Kurz entschlossen schlug Günther eines der schmutzigen Fenster ein, entfernte den Riegel und schwang sich mit der Geschicklichkeit des geübten Sportmanns ins Innere,

„Aber Nucleus . . .“ rief der gläubige Thomas vorwurfsvoll.

Einige Augenblicke später erschien Günther wieder in der Fensteröffnung.

„Genau, was ich dachte!“ rief er triumphierend. „Es ist kein Schacht da — es gibt hier keine Grube . . .“

„Keine Grube?“ Wagner blickte den Freund fragend an.

„Alles nur Tarnung!“ Günther kletterte wieder aus dem Gebäude heraus. „Kein Schacht — keine Fördermaschine . . . man will den Eindruck wecken, als ob hier das Erz gewonnen wird. Alles nur Schein.“

„Aber warum? Ich begreife das nicht.“

Günther gab keine Antwort. Er sah sich um, blickte über den Fjord. Nicht weit von der Talsenke, in der sie sich befanden, verengte der Fjord sich wieder — er lief anscheinend noch weiter ins Innere.

„Diese belgische Gesellschaft tritt wahrscheinlich nur als Zwischenhändler auf“, erklärte Günther. „Die wirklichen Lieferanten und Bewacher des Erzes sind diese geheimnisvollen Menschen mit Schwimmhäuten — diese Wesen, die Ultraschall verstehen und die ultraviolette und vielleicht sogar Gammastrahlen wahrnehmen können . . .“

„Du bist verrückt, Günther. Deine Schwimmhäute hätte ich zur Not noch gelten lassen . . . aber Ultraschall und Ultralicht . . .“

„Aber begreifst du das denn nicht, Thomas“, rief der Freund ungeduldig. „Die schweigende Grammophonplatte — das ist natürlich Ultraschall. Mein Hund hat sie verstanden — er begann sofort kläglich zu heulen. Das brüllende Nordlicht! Wer weiß, ob das Nordlicht nicht Ultraschallwellen aussendet oder andere Schwingungen, die diese Menschen hören können. Und diese Schwimmhäutigen können ultraviolette Strahlen wahrnehmen. Deshalb erkannte der Fremde im Europäischen Museum sofort die gefälschten

Nessunos . . . , deshalb sah dieser Labrume mir wahrscheinlich schon von weitem an, daß ich ein Radiumerz in meiner Tasche hatte . . . ”

„Eine interessante Hypothese . . . ” murmelte Wagner zweifelnd.

„Als du mir heute morgen vom Ultraschall erzähltest, war mir die ganze Sache sofort klar. Alle meine rätselhaften Erlebnisse sind hiermit geklärt. Alle, bis auf den . . . ” Er schwieg plötzlich.

„Bis auf was?”

Aber Günther schüttelte den Kopf. Bis auf den Diebstahl von Ellis Bild, hatte er sagen wollen, aber es fiel ihm ein, daß er das Verschwinden des Bildes ja verschwiegen hatte. Das Interesse Labrumes und seiner Helfer an Ellis Bild war ihm noch immer vollkommen rätselhaft.

Der gläubige Thomas hatte einige Zeit nötig, bis er Günthers Theorie auf seine methodische Weise von allen Seiten erwogen hatte.

„Nein —”, erklärte er schließlich. „Ich kann doch nicht an deine Fabelwesen glauben. Das mit dem Erz kann stimmen. Aber die Leute, denen Peter Born auf seiner Reise wahrscheinlich in die Hände gefallen ist, die meinetwegen das Radiumerzbewachen, waren Russen.”

„Russen? Wie kommst du darauf?” fragte Günther erstaunt.

Der gläubige Thomas machte ein schlaues Gesicht.

„Haha — diesmal habe ich dich überrascht. Ich vermutete es schon in Grönland. Erinnerst du dich der seltsamen Worte, die Pater Jakob aus den Delirien Peter Borns aufgeschnappt hatte? Das Wort Grosni machte mich stutzig. Iwan Grosni ist nämlich die russische Bezeichnung für Iwan den Schrecklichen. Grosni heißt der Schreckliche. Auch die anderen geheimnisvollen Worte sind russisch. Iskra bedeutet Funke. Ljodokoll Eisbrecher, Trud heißt Arbeit, Piatjinka Platte.”

„Donnerwetter — du steigst in meiner Achtung, Thomas. Ist Tumán vielleicht auch russisch?”

„Ja. Tuman heißt Nebel.”

„Nebel? Und im französischen heißt der Nebel la brume . . . Also Labrume und Tuman bedeuten genau dasselbe . . . ”

Günther dachte nach. Es war ein ganz neuer Gesichtspunkt.

„Peter Born rief auch: Die Ipsoiden kommen! Ist Ipsoiden auch russisch?”

Wagner schüttelte den Kopf. „Das Wort Ipsoiden hat mir viel Kopfschmerzen gemacht. Ich kann es mir nicht erklären. Es klingt wie die griechische Bezeichnung eines Volksstammes. Es gibt ja die Hesperiden, die die goldenen Äpfel der Hera bewachen mußten — die Danaïden, die in der Unterwelt ein durchlöchertes Faß mit Wasser füllen mußten — die Nereiden, die Töchter des Nereus, eine Art mythologischer Meernymphen ...”

„Also alles Wesen aus der Sage — Fabelwesen”, rief Günther. „Dann sind die Ipsoiden natürlich die Wesen mit Schwimmhäuten, die Ultraschall und Ultralicht wahrnehmen können . . . ”

„Du bist unverbesserlich, Nucleus”, seufzte der gläubige Thomas.

Mühsam kletterten sie weiter. Aber das Ziel lohnte die Mühe. Auf dem Gipfel des Berges erwartete die beiden Freunde eine große Überraschung.

Wie Günther mit Recht vermutet hatte, konnten sie von dem Gipfel aus einen

großen Teil des Fjords überblicken. Nicht viel breiter als ein Fluß schlängelte sich der Streifen tiefblauen Wassers weit in das Innere des Landes. Weiter landeinwärts traten die Berge immer mehr zurück — kleine Täler zogen sich an den Ufern des Fjordes hin.

Tief unter ihnen, am Ufer eines dieser Täler, lag ein Schiff. Es war ein kleines Schiff, ohne Mast und ohne Schornstein, von eigenartiger Bauart. Es lag an einem kleinen Steg. Ein Strom Menschen, die Säcke auf dem Rücken trugen, bewegten sich vom Schiff zum Land. Wie Ameisen sahen sie aus dieser Höhe aus. Sie stapelten ihre Lasten sorgfältig auf einen freien Platz am Ufer.

„Das Erz!“ rief Günther. „Hab’ ich nicht recht gehabt? Hier ist der Umschlagplatz. Hier holen die Schiffe der Société Internationale es ab.“

Das gleichförmige Taktak eines Motors drang plötzlich aus der Tiefe des Fjords zu ihnen herauf.

„Unser Motorboot!“ schrie Wagner aufgeregt „Elli fährt mit dem Motorboot weiter in den Fjord hinein . . .“

Es war tatsächlich das Motorboot der „Dreizehn“, das auf einmal hinter den Felse hervorschoß. Elli war die Zeit des Wartens wohl zu lang geworden. Zusammen mit Klaus war sie auf eigene Faust auf Erkundungen ausgefahren.“

Die weiteren Ereignisse spielten sich mit großer Schnelligkeit ab. Günther und Thomas in ihrer einsamen Höhe sahen tief unter sich das Geschehen wie in einem Film abrollen — sie waren entsetzte, aber ohnmächtige Zuschauer.

Elli hatte das fremde Schiff bemerkt. Ihre Neugierde siegte wohl über ihre Furcht, wenn sie überhaupt Furcht hatte. Man hörte den Motor stoppen — man sah, wie das Boot nicht weit von dem fremden Schiff ans Ufer gesteuert wurde. Mit einem Sprung war das Mädchen am Land. Furchtlos lief sie auf die Männer zu, die sich in ununterbrochener Kette vom Schiff zum Pier bewegten und vom Pier zum Schiff. Klaus folgte ihr dicht auf den Fersen.

Ein paar Gestalten lösten sich von der fremden Mannschaft und gingen dem Mädchen entgegen. Auf einmal stieß, einer der Männer einen lauten Ruf aus. Er rief ein Wort, das in der kristallklaren Luft selbst für Günther und Wagner deutlich zu verstehen war.

„Iskra!“ rief er. „Iskra! Iskra!“ wiederholte er gleich darauf ein paarmal.

Das Wort wirkte wie ein elektrischer Schlag auf die arbeitenden Gestalten. Sie warfen die Säcke weg und rannten laut schreiend auf Elli und Klaus zu.

„Elli!“ schrie Günther verzweifelt. Wagner blickte schweigend aber mit ängstlich aufgerissenen Augen auf die Szene.

Das Mädchen stutzte — zögerte. Da ergriff Klaus Strohmeier sie resolut bei der Hand und zog sie weg, dem Motorboot zu. Er rief Elli etwas zu, das die Freunde nicht konnten, aber es hatte die erwünschte Wirkung, denn jetzt begann auch Elli zu rennen. Laut schreiend kamen die fremden Männer hinter den beiden her. Es war eine regelrechte Jagd.

Aber der fixe Klaus und das leichtfüßige Mädchen waren schneller. Gerade als die aufgeregten Verfolger sie beinahe erreicht hatten waren beide mit einem Sprung im Motorboot.

Der Matrose hatte die Lage blitzschnell erfaßt. Er hatte den Motor angeworfen, als er das Mädchen und Klaus rennen sah. Sie waren kaum im

Boot, als er auch schon abstieß und das tiefblaue Wasser des Fjords zwischen sich und die Verfolger brachte.

Einige der Männer sprangen ins Wasser. Wie schnelle Fische schossen sie dem Boote nach. Aber der Motor war schneller. Einer, der mit seinen Händen schon den Rand des Bootes gepackt hatte, empfing von Klaus einen wohlgezielten Schlag und ließ los.

Plötzlich blieben alle Männer wie auf einen geheimen Befehl stehen — die Schwimmer arbeiteten sich an Land zurück — dann rannten sie alle wie auf Kommando im Laufschrift zu ihrem Schiff. Gleichzeitig wurde von dem Schiff ein Boot ausgesetzt.

„Schnell —“ rief Günther. „Sie werden verfolgt. Wir müssen das Boot erreichen!“

Die zwei Freunde liefen — ja, rannten den Berg hinunter, den sie so mühsam erklettert hatten. Als sie atemlos das Gebäude der Pseudogrube erreichten, hörten sie vom Fjord her das vertraute Taktak des Motors. Beinahe gleichzeitig mit dem Boot erreichten sie den kleinen Landungssteg — sprangen ins Boot!

„Elli!“ rief Günther erleichtert.

Aber es war keine Zeit zu langen Erklärungen.

„Sie kommen!“ schrie Klaus und zeigte über den Fjord. Aber der Matrose hatte das Boot bereits wieder abgestoßen und ließ den Motor auf voller Tourenzahl laufen.

Ein pfeilschnelles, schnittiges Boot kam mit höchster Geschwindigkeit über das blaue Wasser auf sie zu. Eine wilde Wettfahrt begann. Hochauf spritzte das Wasser — der hintere Teil des Bootes verschwand im weißen Schaum.

„Sie holen uns ein!“ schrie Günther. „Schneller — schneller!“

Der norwegische Matrose zuckte nur schweigend die Schultern. Das kleine Boot der „Dreizehn“ hatte die Grenze seiner Leistung erreicht.

Immer näher kam das fremde Boot. Schon sahen sie deutlich die hochaufgerichteten Gestalten der Männer. Seltsame Männer mit langen, schwarzen Haaren, die im Winde flatterten — mit braunen, breiten Gesichtern — dicken, buschigen Augenbrauen, unter denen große, blaue Augen seltsam leuchteten. Wild verzerrt schienen die Gesichter in Wut und Erregung.

Plötzlich erklang ein schauerlich-dumpfes Signal, das tausendfach widerhallte von den hohen Felsen des Fjords.

„Die „Dreizehn“, rief der Matrose. „Das ist unsere Dampfpfeife!“

Im nächsten Augenblick erschien die „Dreizehn“ hinter einem der Felsen. Mit voller Kraft fuhr sie durch das stille Wasser des Fjords, gerade auf die beiden sich jagenden Motorboote zu.

Ein lautes Kommando erklang aus dem fremden Boot — es verminderte Fahrt — stoppte — drehte bei und fuhr im nächsten Augenblick mit voller Kraft wieder zurück.

Einen Augenblick später stand die kleine Gesellschaft gerettet und wohlbehalten an Bord des Dampfers.

Mit ausgestreckten Händen lief Ospil auf Elli zu.

„Gott sei Dank!“ rief er inbrünstig. „Ich hörte das seltsame Signal — ich fühlte plötzlich, daß Gefahr drohte . . . ich bin mit voller Kraft durch die Kette

hingefahren . . .”

„Oh — es war grauenhaft . . .” stöhnte Elli. „Diese Wilden wollten mich greifen — sie streckten ihre fürchterlichen Hände schon, nach mir aus . . .” Auf einmal brach sie in Schluchzen aus.

„Elli —” riefen Günther und Ospil beinahe gleichzeitig.

„Es waren keine Menschen —” schluchzte Elli hysterisch. „Tiere waren es — sie hatten Schwimmhäute zwischen den Fingern.”

Die „Dreizehn” war schon wieder aus dem schmalen Duijvelsfjord heraus und im offenen Meer. Günther stand bei Ospil auf der Brücke.

„Was für ein Signal meinten Sie eigentlich, Ospil?” fragte Günther. „Sie sagten, ein seltsames Signal hätte Sie veranlaßt, die Kette zu durchbrechen und weiter in den Fjord hineinzufahren.”

„Diesen lauten, schrillen Ton — dreimal kurz hintereinander . . . Sie müssen ihn doch auch gehört haben . . .” Er sah Günther aufmerksam an. „Sie haben nichts gehört? Ist das wieder eines von den Geräuschen, die ich allein zu hören scheine?”

Günther sah wieder die Szene vor sich, wie all diese fremdartigen Männer plötzlich wie auf Kommando stillhielten — wie sie auf einen geheimen Befehl zum Schiff zurückliefen. Das war natürlich ein Ultraschallsignal vom Schiff gewesen und Ospil hatte es gehört. Ospil konnte Ultraschall hören . . .

Plötzlich fiel es wie Schuppen von Günthers Augen. Das war das Geheimnis der singenden Mäuse, die nur Ospil singen hörte — das war das Geheimnis der seltsamen Stimmen, die er im Winde hörte. Und Ospils Augen waren ultraviolett empfindlich . . . deshalb hatte er in Reykjavik gleich die gefälschte Banknote erkannt.

Günther nickte. „Sie sind ein merkwürdiger Mensch, Ospil”, sagte er nur.

Wagner kam mit Elli zur Brücke herauf und es wurde Kriegsrat gehalten.

„Ich glaube, wir bringen Elli erst an einen sicheren Ort nach Island oder Norwegen, ehe wir weiter nach dem geheimnisvollen Land Thule suchen”, sagte Günther. „Elli kann da auf uns warten.”

„Kommt überhaupt nicht in Frage!” erklärte Elli entschlossen.

„Doch —” beharrte Günther; „diese merkwürdigen Wesen mit Schwimmhäuten scheinen es auf dich abgesehen zu haben, Elli. Ich habe das Gefühl, daß du viel größere Gefahr läufst als wir Männer.” Er dachte dabei auch an den Diebstahl von Ellis Bild in Berlin, aber er sprach den Gedanken nicht aus.

Auch Ospil unterstützte eifrig Günthers Vorschlag, das Mädchen erst in Sicherheit zu bringen. Aber an Ellis Dickkopf scheiterte alles Zureden.

„Nein —” sagte Elli energisch. „Ich lasse mich nicht ausbooten. Ihr habt gesagt, als ihr mich mitnahmt, ihr müßt auch b sagen.” Sie hatte ihre Angst vor den Schwimmhäuten schon lange wieder vergessen.

„Wir müssen jetzt geradewegs nach Thule fahren”, setzte sie hinzu. „Ospil weiß, wo es liegt.”

„Was?” Günther und der gläubige Thomas sahen erstaunt ihren Kapitän an.

„Die Glocke . . .” erklärte Ospil. „Sie sagten, dieser Peter Born hätte von einer Glocke gesprochen. „Thule eine Glocke” hätte er gesagt . . . Ich höre sie oft, die

Glocke . . . Ich kann Sie dahin bringen, wo das Läuten dieser Glocke herkommt. Es ist irgendwo im hohen Norden . . .”

„Waren Sie schon einmal da?” fragte Wagner.

Ospil schüttelte den Kopf. „Ich kann nur in der Richtung der Glocke fahren . . . ich habe es bisher für eine Täuschung meiner Sinne gehalten . . . aber jetzt glaube ich, daß die Glocke Wirklichkeit ist.”

„Aber nördlich von hier liegt undurchdringliches Packeis”, wendete Günther ein.

„Vielleicht —” erwiderte Ospil nachdenklich. „Vielleicht auch nicht. Wenn diese Schwimmhäutigen aus dem Norden gekommen sind, muß es doch irgendwo eine Fahrrinne geben. Wenigstens jetzt im Sommer. Der Golfstrom verläuft sich hier . . . vielleicht geht ein Ausläufer noch weiter nach Norden.”

Ospil hatte recht. Es gab eine Art Fahrrinne von dem Duijvelsfjord weiter nach Norden — mitten hinein in die Arktis. Aber was für eine! Ohne Ospils phantastische Gabe hätte die „Dreizehn”, wohl nie ihren Weg durch das Eis finden können. Die Fahrt nach Grönland war Kinderspiel im Vergleich zu dem, was die kleine Expedition in den nächsten Tagen durchmachte.

Es sah aus, als führen sie mitten hinein in eine undurchdringliche Eisbarriere. Die „Dreizehn” fuhr im Zickzack; es war ein Wunder, daß es ohne Zusammenstöße mit den tausend großen und kleinen Eisschollen und Eisbergen ablief, die langsam nach Süden trieben.

Am nächsten Morgen weckte der Ruf „Land! Land!” Das ganze Schiff war wie elektrisiert. Elli, Günther und Thomas rannten zur Brücke.

„Da —” sagte Ospil mit einem eigenartigen Blick auf Elli.

Vor ihnen erhob sich eine graue Felswand aus dem Wasser.

„Ein Kap!” rief Wagner.

„Ja—” sagte Ospil. „Die Südspitze einer Insel. Auf dieser Insel muß die Glocke sein. Es wird Ihre Insel Thule sein . . .”

Eine beinahe andächtige Stille fiel auf die kleine Gesellschaft. Hatten sie endlich das Thule Peter Borns gefunden? Was für Geheimnisse verbargen sich hinter diesen grauen, trostlosen Felsen?

Ospil war unschlüssig. Er nahm wieder das Fernglas und betrachtete lange die Umgebung.

„Wir gehen hier erst einmal vor Anker —” entschied er schließlich. „Wir werden dann weiter sehen. Wir können ja diese Halbinsel erst einmal mit unseren Hundeschlitten durchkreuzen. Vielleicht finden Sie hier schon, was Sie suchen!”

Sie fuhren eine Zeitlang an der Felsbarriere entlang in östlicher Richtung. Endlich entdeckte Ospil eine kleine Bucht. Ein Streifen, grauen, nur teilweise mit Schnee bedeckten Landes zog sich hier vor der Felsmauer hin. Eine Talsenke zwischen den Felsen versprach einen verhältnismäßig leichten Aufstieg auf das Hochplateau.

Der Ort erinnerte an die Todesbai in Grönland — nur die Eskimohütten fehlten.

Die „Dreizehn” ging nahe der Küste vor Anker — in dem kleinen Motorboot fuhren sie an Land. Ein windgeschützter Platz hinter einem großen Felsblock

wurde zum Lagerplatz bestimmt.

Bald herrschte fieberhafte Tätigkeit in der kleinen Bucht. Die Vorräte wurden an Land gebracht — die Schlitten — die Hunde — die Zelte wurden aufgeschlagen. Am Abend brannte ihr erstes Lagerfeuer auf der Insel Thule.

Es wurde beschlossen, am nächsten Morgen in zwei verschiedenen Richtungen das Tafelland zu untersuchen. Zu diesem Zweck wurden zwei Schlitten ausgerüstet. Jeder sollte mit zehn Hunden bespannt werden.

Es ging nicht ohne Schwierigkeiten — die Arbeit war neu und ungewohnt. Wie gut war es, daß Pater Jakob damals in der Todesbai ihnen die notwendigen Handgriffe beigebracht hatte.

Ospil und Günther sollten den einen. Wagner und Klaus den zweiten Schlitten führen. Etwas widerwillig fügte sich Elli schließlich diesem Plan.

„Wir bleiben ja nicht lange weg —“ tröstete sie der Bruder. „Es ist gewissermaßen nur eine Übungsfahrt . . .“

„Aber das nächste Mal gehe ich bestimmt auch mit!“ beteuerte Elli.

Unter fröhlichem Hundegebell und Peitschenknallen entfernten die beiden Schlitten sich in verschiedenen Richtungen. Die Eisfläche, die das Tafelland bedeckte, war glatt und bot wenig Hindernisse. Sie kamen rasch vorwärts — bald waren sie ganz allein in einer grauweißen, unermesslichen Einöde.

Die Hunde liefen flott; Ospil schritt mit langen, mäßig schnellen Schritten neben ihnen her.

„Sieht nicht so aus, als ob wir hier viel finden sollten . . .“ brummte er.

Günther antwortete nicht. Sein Atem ging stoßweise. Er hatte Mühe, das Tempo des riesigen Ospil und der flinken Vierfüßer beizuhalten.

Gegen Mittag hielten sie kurze Rast. Ospil verteilte große Stücke getrockneten Walfleisches unter die Hunde.

Plötzlich begann Ospil, geheimnisvolle Anspielungen auf die zunehmende Entfremdung zwischen Günther und Elli zu machen.

Da durchzuckte Günther ein fürchterlicher Verdacht. Das sonderbare Benehmen Ellis in der letzten Zeit . . . Sollte Ospil mit Elli . . .

„Ospil —“ begann er erregt. „Sagen Sie ehrlich . . .“

Ospil sah ihn ruhig an. Er erriet Günthers Gedanken, noch ehe dieser sie aussprach.

„Oh —“ sagte er gedehnt. „Haben Sie vielleicht etwas dagegen?“ Es klang drohend.

„Elli Wagner ist meine Verlobte“, schrie Günther erbittert.

„Bah — Verlobte —“ erklärte Ospil verächtlich. „Elli will nichts mehr von Ihnen wissen. Sie hat sich mit mir verlobt . . .“

Ungläubig starrte Günther ihn an. Er rang nach Worten.

„Was wollen Sie eigentlich?“ sagte Ospil brutal. „Es ist immer der beste Mann, der bei den Frauen gewinnt. Und der bessere von uns bin ich.“

Heiße Wut flammte in Günther auf.

„Schuft!“ schrie er. „Elender Lump! Mir heimlich mein Mädchen zu stehlen. . .“ Im nächsten Moment traf seine Faust Ospil mitten ins Gesicht.

Der Riese taumelte, aber nur eine Sekunde. Dann setzte er sich zur Wehr.

Ein erbitterter Kampf begann — ein dramatischer Kampf. Um sie her die

eintönige graue Eiswüste — die halbwilden, heulenden Hunde.

Günther war der kundigere Boxer — er war der geübtere von beiden. Aber der riesige Ospil besaß die größere Kraft, die Kraft eines Urmenschen. Günthers geschickt angebrachte Schläge schien er kaum zu fühlen.

Schließlich siegte die rohe, unsinnige Kraft über Günthers überlegene Technik. Ein furchtbarer Kinnhaken Ospils gewaltiger Rechten warf Günther auf das Eis. Es wurde ihm schwarz vor den Augen — er verlor das Bewußtsein.

Wie lange er gelegen hatte, wußte er nicht. Er fühlte auf einmal eine kalte Hundeschnauze in seinem Gesicht — eine rauhe Zunge leckte ihn. . . Ospil war verschwunden.

Günthers Kopf schmerzte, seine Hand blutete. Er spannte die Hunde wieder ein so gut und so schlecht es eben ging und trat mühsam den Rückweg an.

Wilde Gedanken durchkreuzten sein Gehirn. Elli hatte ihn verraten . . . Elli, auf die er Felsen gebaut hätte. Hatte ihn verraten mit diesem Übermenschen, diesem Ospil . . . Elli — seine Elli! Der seelische Schmerz ließ ihn den körperlichen vergessen.

Der Rückweg hätte wohl lange gedauert, wenn die Hunde ihm nicht ihr Tempo aufgezwungen hätten. Der Schmerz in der verwundeten Hand wurde immer stärker. Es war die Kälte, die in der Wunde biß.

Wie spät es sein mochte? Die Sonne stand schon im Westen, aber sie blieb über dem Horizont. Im Sommer gab es keine Nacht auf der Insel Thule.

Zu Tode erschöpft und erbittert erreichte Günther endlich den Rand des Plateaus. Ein wundervolles Landschaftsbild lag vor ihm. Der westliche Himmel leuchtete kirschrot und färbte die glitzernden Eisstücke orangefarbig. Sie standen im seltsamen Kontrast zu dem tiefblauen Wasser.

Tief unter sich sah er zwischen den Eisschollen die „Dreizehn“ Sie lag nicht mehr in der Bucht. Sie war im offenen Wasser und fuhr mit voller Kraft von der Insel weg — nach Süden.

Eine einsame Gestalt stand an der Reling. Sie starrte hinüber zu den Felsen. War es Elli?

Eine tödliche Angst ergriff Günther. Wollte Ospil ihn zurücklassen in dieser Eiswüste?

„Ellil Elli!“ brüllte er. Und dann, widerwillig, aber durch die Not getrieben: „Ospil!“

Aber es kam keine Antwort. Ruhig setzte die „Dreizehn“ ihre Fahrt nach Süden fort. Kleiner und kleiner wurde der Dampfer — endlich verriet nur noch ein Streifen dunklen Rauches hinter den Eisbergen, daß da irgendwo in der Ferne ein Schiff war.

„A—hoi!“ erklang ein lauter Ruf über das Eis. Hundegebell ertönte — Günthers Hunde stimmten im Chor ein.

Es waren Wagner und Klaus. Der kleine Klaus Strohmeyer schritt tapfer voran. Seine Wangen waren gerötet. Seine hellen Augen leuchteten fröhlich unter der Fellmütze.

„Junge du“ rief er schon von weitem „Dat wör abern 'n fein'n Spaß!“

Etwas mühselig kam Wagner hinter dem Schlitten hergelaufen.

„Der verdammte Bart!“ rief er statt jeder Begrüßung. „Mein ganzer Atem

bleibt darin hängen und wird zu Eiszapfen. . . Du mußt ihn mir heut abend an Bord noch abnehmen, Nucleus . . .”

Wortlos blickte Günther die Freunde an.

„An Bord?” stieß er endlich schwerfällig hervor. „Die „Dreizehn” ist weggefahren . . . Ospil hat uns hier allein gelassen . . .”

Müde, gebrochen erzählte er den anderen seinen Streit mit Ospil.

„Elli ist an Bord . . .” stöhnte er. „Elli! Der Schuft hat sie entführt!”

Wagner blickte ihn entgeistert an. Ihm fehlten die Worte.

„Is nich wahr”, rief Klaus. „Frollein Elli is an Land!”

„Was sagst du da?” fragte Günther erregt und packte den Jungen bei der Schulter. „Elli an Land?”

„Unsinn —” Wagner schüttelte den Kopf. „Die Geschichte hat er mir schon heut mittag weismachen wollen. Der Junge träumt.”

„Ich habe sie doch deutlich gesehen!” verteidigte sich Klaus. „Ganz in der Ferne. Mit einem Hundeschlitten. Ich war vorausgelaufen. Ich habe ihr noch zugerufen — aber sie hörte und sah mich nicht.”

„Aber das kann unmöglich Elli gewesen sein . . .”

„Doch!” beharrte der Junge auf seinem Standpunkt. „Es war Fräulein Elli mit einem Hundeschlitten . . . und sie war ganz allein . . .”

Sie kampierten in der Bai im Zelt. Es war ein Glück, daß Ospil ihnen wenigstens die Vorräte gelassen hatte. Vielleicht hatte er sie auch nur in der Eile der Flucht zurückgelassen.

Es war ein trübseliges Lager. Günther und Thomas waren sich des Ernstes ihrer Lage bewußt. Die Vorräte würden bald verbraucht sein. Und was dann?

Es wurde deshalb beschlossen, daß Wagner und Klaus am nächsten Morgen zum zweitenmal auf Erkundung gehen sollten. Günther war durch seine verletzte Hand behindert. Sie schmerzte höllisch. Wagner hatte sie ihm so gut wie möglich verbunden, aber der Frost war wohl in die Wunde gekommen.

Vielleicht war es auch gut, daß jemand zurückblieb. Ospil konnte mit der „Dreizehn” zurückkommen, wenn sein Zorn verraucht war . . .

Wagner und Klaus kehrten nicht zurück. Dem einsamen Tag folgte die einsame, taghelle Nacht, folgte ein zweiter, noch eintönigerer Tag.

Günther wurde immer unruhiger. Wenn den Freunden etwas zugestoßen war? Wenn er doch diese verfluchte Hand bewegen könnte! Es war zwar die linke — aber man ist machtlos im Eis mit nur einer Hand. Sie war ganz gefühllos geworden, wächsern und hart wie Holz. Es war eine böse Geschichte.

Am dritten Tag entschloß er sich, den Freunden nachzureisen. Er ließ eine Botschaft im Zelt zurück für den Fall, daß sie auf einem ändern Weg zurückkehren würden.

Wie er es fertigbrachte, mit nur einer brauchbaren Hand die Hunde einzuspannen und den Schlitten auf das Plateau hinaufzubekommen, begriff er selbst nicht. Aber die Not weckt übermenschliche Kräfte.

Auch die Schlittenfahrt war für den kranken Günther eine unglaubliche Leistung. Er richtete sich nach dem Kompaß — er wußte, in welcher Richtung die anderen gefahren waren. Ab und zu fand er auch die Spuren ihres

Schlittens im Eise.

Gegen Abend kam er an einen Platz, an dem die Freunde offensichtlich gelagert hatten. Eine leere Konservendose — abgebrannte Zündhölzer . . . Neugierig sah er sich um. Wo waren sie geblieben? Eine Schlittenspur führte von diesem Lagerplatz geradewegs nach Norden. Aber was war das? Da waren ja noch andere Schlitten-Spuren . . . drei, die ungefähr parallel liefen. Waren sie dreimal hin und her gefahren? Aber nein — zwei der Spuren sahen ganz anders aus . . . Die rührten von Schlitten her mit viel breiteren Kufen. . . .

Eine unbestimmte Angst ergriff Günther. Was konnte das bedeuten?

Eine halbe Stunde später hatte er die Gewißheit, daß Wagner und Klaus mit fremden Menschen zusammengetroffen waren. Er fand Reste eines Feuers — eines Kohlenfeuers. Die Freunde hatten bestimmt keine Kohlen bei sich gehabt. Sie kochten auf einem Petroleumbrenner.

Aber warum waren sie mit den Fremden nicht zurückgekehrt? Ein schrecklicher Gedanke durchfuhr ihn. Die Ipsoiden! Hatte man die Freunde entführt?

Was war das? War da nicht ein Licht in der Ferne — eine riesige blaue Flamme, die zum Himmel emporzüngelte? Im nächsten Augenblick war die Erscheinung wieder verschwunden. War es ein Trugbild seiner überanstrengten Augen gewesen?

Das Wetter, das bisher so günstig gewesen war, änderte sich plötzlich. Ein zwar nicht kräftiger, aber eiskalter Wind blies ihm ins Gesicht. Der Wind ist der furchtbarste Feind des Menschen in der Arktis. Alles läßt sich ertragen — nur nicht dieser unerbittliche kalte Wind, der durch jede kleine Öffnung der Kleider dringt, der den Atem gefriert, die Glieder erstarren macht. Gegen Mittag wurde der Wind stärker. Die Berge verschwanden, die Luft wurde grau. Schnee!

Bald sah er keinen Horizont mehr. Der Himmel — die Erde — alles war ein einziges, eintöniges Grau, das ineinander überging. Die feine, graue Schneedecke verwischte alle Spuren. Ab und zu hielt Günther und fegte so gut es ging den Schnee weg, um nach Schlittenspuren zu suchen. Aber bald mußte er es aufgeben. Es war hoffnungslos. Er hatte die Spur verloren.

Weiter — weiter — immer dem Kompaß nach — immer nach Norden . . . Mit zusammengebißenen Zähnen stampft Günther durch das eintönige kalte Grau. Die Hand fängt wieder an zu schmerzen — die Wangen glühen — er hat wohl Fieber. Wundfieber? Alles ist ihm gleichgültig. Nur weiter — weiter . . .

Er kann keinen klaren Gedanken mehr fassen. Dieser Wind! Dieser entsetzliche Wind! Weiter — weiter — dem Norden zu! Übermenschlich ist seine Willenskraft — aber die Natur ist stärker. Erschöpft bricht er schließlich zusammen.

Ich muß ruhen —, denkt er in seinem verwirrten Gehirn. Schlafen . . . vielleicht hat sich morgen der Wind gelegt . . .

Mit letzter Kraft baut er sein kleines Zelt auf wirft den Hunden ihr Fleisch zu. Dann kriecht er in das Zelt, um den Petroleumkocher anzuzünden. Was ist mit dem Brenner? Warum rußt die Flamme so? Der Rauch- und Petroleumgestank benebeln ihn — er stürzt hin — die Sinne entschwinden ihm . . .

Grau in Grau ist die unermeßliche Weite des Hochlandes. Eintönig pfeift der Wind und bedeckt das kleine Zelt mit staubfeinem, grauen Schnee . . .

Günther schlägt die Augen auf. Wo ist er? Dichter Rauch füllt das kleine Zelt. Alle Glieder schmerzen ihm. Er glüht wie ein Ofen. Fieber!

Mühsam kriecht er zum Eingang. Eine dicke Schneeschicht versperrt ihm den Weg. Luft! Luft! Er kämpft gegen den Schnee — gegen dieses graue Pulver. Endlich ist er durch.

Gott sei Dank. Der Wind hat sich gelegt. Ein eigenartiges rötliches Licht erstrahlt über dem flachen Land.

Ich muß weiter . . ., denkt Günther. Weiter nach Norden — der blauen Flamme zu . . .

Da schüttelt ihn wieder das Fieber — er fühlt seine ungeheure Schwäche. Wieder drohen sich seine Sinne zu verwirren. Das ist das Ende . . .

Was haben die Hunde doch? Sie sind auf einmal so unruhig — sie winseln kläglich — sie verkriechen sich scheu unter dem Schlitten, hinter dem Zelt . . .

Von irgendwoher ertönt plötzlich ein Schellengeklingel — fröhliches Peitschenknallen. Was ist das? Ein Hundeschlitten? Aber das sind keine Eskimohunde. Ganz weiße, große Hunde sind es — kleine Glocken hängen an ihrem Hals. Träumt er?

Hat er eine Vision? Wer ist diese hohe Gestalt im weißen Pelz? Eine Stimme ruft ihn an — eine kristallklare, helle Stimme — eine Engelstimme. Elli! Das ist doch Elli! Eine sieghafte, herrliche, übermenschliche Elli ist es, die da strahlend wie eine Göttin auf ihn zuschreitet.

„Elli!“ ruft Günther mit seiner letzten Kraft — dann bricht er tödlich erschöpft zusammen . . .

Lange Zeit lag Günther in der Bewußtlosigkeit des Fiebers. Endlich schlug er wieder die Augen auf. Wo war er? Das war doch kein Zelt . . .

Er lag in einer geräumigen Hütte auf einem Lager weicher Felle. Eine angenehme Wärme herrschte im Raum. Eine kleine Petroleumlampe verbreitete ein trauliches Licht. Er lag in einem Schlafsack aus Fellen — bis zum Halse war er eingepackt. Vorsichtig machte er seine gesunde Hand frei. Er befühlte die graue Wand. Eis! Das war wohl eine Schneehütte — ein Iglu, wie es die Eskimos bauen. Wie kam er hierher?

Langsam lebte die Erinnerung wieder auf. Dieses seltsame, weiße Hundegespann mit den Glocken . . . diese hohe Gestalt mit der kristallklaren Stimme, die wie Elli aussah . . . Es war wohl alles nur ein Fiebertraum gewesen. Eskimos hatten ihn gefunden und in ihr Iglu gebracht . . .

Es kam jemand durch den tunnelähnlichen Eingang gekrochen. Günther erwartete, einen zottigen, braunen Eskimokopf zu sehen . . .

„Elli!“ rief er plötzlich.

Ein silberhelles, fröhliches Lachen erfüllte die kleine Hütte.

„Ei! Tu prosnulsja!“ rief die Stimme, die wie eine Glocke klang.

Es war kein Traum gewesen — es war wunderbare, berauschende Wirklichkeit!

Die Fremde schob die weiße Pelzmütze vom Kopf. Eine Fülle goldener Locken fiel um ein zauberhaft schönes Mädchengesicht — große, leuchtendblaue Augen blickten ihn freundlich an.

„Elli?“ rief Günther noch einmal — zweifelnd. Sie sah aus wie Elli und doch wieder nicht. Es waren Ellis Züge — Ellis Locken — Ellis Augen . . . aber alles ungleich viel schöner, viel vollkommener . . . Träumte er denn immer noch?

„Elli?“ wiederholte das Mädchen erstaunt und schüttelt den Kopf. „Elloida . . .“ sagte sie dann, als wenn sie ihn verbessern wollte.

Es war wohl ihr Name. Elli — Elloida — war es nicht doch nur ein Traum?

„Elloida“, wiederholte Günther endlich langsam.

Das Mädchen nickte. Dann zeigte sie auf ihn und sah ihn fragend an. Sie wollte wohl seinen Namen wissen.

„Günther“, sagte der junge Mann. „Günther Kern.“

„Günther Kern“, wiederholte das Mädchen mit einem eigenartigen, reizvollen Akzent.

„Ei!“ rief sie plötzlich. Ein Gedanke schien ihr zu kommen. Sie dachte einen Augenblick nach.

„Du deuts!“ rief sie gleich darauf und zeigte mit dem Finger auf Günther.

Günther nickte. „Ja — ich bin Deutscher. Aber wer sind Sie? Wo kommen Sie her? Wo befinden wir uns?“

Elloida schüttelte die Locken. Ihre deutschen Sprachkenntnisse waren wohl nur beschränkt.

Günther zeigte auf die Wände der Schneehütte und sah sie fragend an „Eskimos?“ fragte er.

Elloida lachte. „Nix Eskimo — Elloida!“ sagte sie dann stolz und zeigte auf ihre Brust. Es sollte wohl bedeuten, daß sie ihre Hütte selbst gebaut hätte.

Günther machte eine Bewegung, um aufzustehen. Er fühlte sich wie neugeboren. Aber mit einer Handbewegung hielt Elloida ihn zurück. Sie sagte etwas in der fremden Sprache und schüttelte den Kopf. Dann dachte sie nach. Auf ihrer Stirn erschien eine kleine Falte.

„Du rot“, sagte sie mühsam. „Du Fieber!“

Sie zeigte auf ihre linke Hand und dann auf Günther. Der junge Mann begriff. Mühsam zog er die kranke Hand aus dem Schlafsack. Ein dicker Verband war darum.

Mit schnellen, kundigen Griffen löste das Mädchen den Verband.

„Ei!“ rief sie mit ihrer silbernen Stimme und betrachtete die wächserne Hand. „Krank?“ sagte sie und sah ihn teilnahmsvoll aus den leuchtenden blauen Augen an. Dann verbesserte sie sich „Smerz?“

Günther schüttelte verneinend den Kopf, aber sein Gesicht strafte ihn Lügen. Zärtlich fuhr Elloida mit ihrer weichen, weißen Hand über Günthers kranke Linke. Wie wohl tat die Berührung!

Sie lief in eine Ecke der Hütte — kramte aus einem Behälter allerlei Gerät hervor. Sie rieb die Hände mit einer fremdartigen Salbe, die eigenartig, aber nicht unangenehm roch. Dann verband sie die Hand aufs neue.

„Gut!“ sagte sie befriedigt.

War nicht doch alles ein Traum? Ein barmherziger Traum, der dem Tode im Eis voranging? Diese seltsam schöne Frau, die Ellis Züge trug . . . dieser Engel in der einsamen Eiswüste, der für ihn sorgte und ihn pflegte . . .

Elloida schien ganz allein zu sein. Von draußen erklang ab und zu das Bellen

der Hunde — das Läuten der kleinen Schellen. Er hörte ihre Rufe, wenn sie vor dem Iglu die Hunde fütterte.

Den ganzen Tag war sie beschäftigt. Sie machte die Hütte rein — sie kochte Essen auf einem Petroleumbrenner. Günther war noch sehr schwach. Ab und zu fielen ihm die Augen zu und er schlief ein. Aber wenn er sie wieder aufschlug, sah er Elloidas große blaue Augen forschend auf sich gerichtet. Zärtlich — ein wenig sorgenvoll.

Ab und zu zeigte sie auf einen Gegenstand und sah ihn fragend an. Günther nannte die deutsche Bezeichnung und sie sprach sie ihm nach. Sie wollte ihre deutschen Sprachkenntnisse verbessern. Und sie lernte schnell — nie fragte sie zweimal nach derselben Sache. Jedes Wort, das sie einmal gehört hatte, behielt sie. Auch ihre Aussprache wurde immer besser. Es war erstaunlich. Manchmal nannte sie ein Wort schon, noch ehe er es überhaupt ausgesprochen hatte, als wenn sie seine Gedanken läse.

Ihre Freimütigkeit war überraschend. Aber es war nichts Verletzendes darin — es war eher eine kindliche Naivität. Sie streichelte ihm liebevoll die Wange, wie eine Mutter ihrem Kind.

„Du lieb!“ sagte sie dann und sah ihn zärtlich an. Und gleich darauf lachte sie silberhell.

Abends — wenigstens mußte es Abend sein, nach Elloidas Vorbereitungen zu schließen — kroch sie in ihren Schlafsack aus weißen Fellen und legte sich neben ihn. Es war beinah, als wolle sie sich an ihn schmiegen — aber es war wohl nur wegen der Kälte . . .

„Wo sind wir doch, Elloida?“ wiederholte Günther zum sovielen Mal seine Frage. Diesmal begriff sie ihn.

„Kólókól!“ sagte sie. Und nach einigem Nachdenken fügte sie hinzu: „Glocke. Hörst du nicht?“

Ehe Günther noch eine Frage stellen konnte, beugte sie sich zu ihm hinüber und sah ihm tief in die Augen. Und dann geschah etwas Unerwartetes, Sie näherte ihre Lippen den seinen und gab ihm einen Kuß — einen schüchternen Kuß.

„S dobro! notschju“, sagte sie gleich darauf und drehte sich um.

Einige Augenblicke später hörte er ihre tiefen, regelmäßigen Atemzüge. Sie schlief — schlief wie ein großes, unschuldiges Kind . . .

Es dauerte viele Tage, ehe Günther so weit gekräftigt war, daß er den Anstrengungen einer Schlittenfahrt gewachsen war. Auch die erfrorene Hand wurde allmählich wieder besser — Elloidas Salbe — wirkte Wunder.

Es waren schöne Tage. War es nicht ein Märchen? Elloida war ihm eine treue Gefährtin und Pflegerin. Günthers größtes Vergnügen war, sie heimlich zu beobachten und zu betrachten. Es waren Ellis Züge, Ellis blaue Augen und blonde Locken die er so geliebt hatte. Aber es war eine Elli ohne ihre Fehler. Ohne Ellis Launenhaftigkeit, ohne die ewige, verletzende Kritik und den bösen Spott. In Ellis Gegenwart hatte er immer ein Gefühl der Minderwertigkeit gehabt. In Elloidas Nähe fühlte er seine Werte gesteigert — trotz seiner äußeren Hilflosigkeit. Es war, als ob er innerlich wüchse.

Wenn es nach ihm gegangen wäre hätten sie schon lange die Reise fortgesetzt — so kräftig fühlte er sich bald. Aber Elloida ließ es nicht zu.

„Du noch rot. Du noch Fieber“, beharrte sie.

Günther dachte über diese Worte nach. Es war, als ob sie von weitem sehen konnte, ob er Fieber hatte. Rot?! Was bedeutete das? Dann fiel ihm blitzartig die Erklärung ein. Hatte ihm nicht Wagner erklärt, daß Wärmestrahlen im Ultrarot liegen? Elloida konnte Ultrarot sehen — sie konnte die Wärme sehen! Und sie hörte den Ultraschall. Denn sie hatte ja gesagt; die Glocke — hörst du nicht? Sie konnte Gedanken lesen — sie hatte dieselben übermenschlichen Eigenschaften wie Ospil — wie Tumán. Aber sonst hatte sie nichts gemein mit den eigenartigen Menschen mit Schwimmhäuten und dem mongolenartigen Körperbau — höchstens die seltsamen blauen Augen.

Ihre Lebensmittelvorräte gingen allmählich zur Neige. Weder Günthers noch Elloidas Proviant war für einen längeren Aufenthalt im Eise berechnet. Aber das Mädchen wußte Rat. Eines Morgens zog sie ihren weißen Pelzanzug an und holte aus ihrem Gepäck ein Jagdgewehr. Es war ein modernes Gewehr.

Mit Schlitten und Hunden ging sie auf Jagd. Sie kam mit einem Seehund zurück. Günther dachte mit gemischten Gefühlen, daß das tägliche Menü nun ausschließlich Seehundfleisch sein würde. Aber er wurde angenehm enttäuscht. Elloida entpuppte sich als eine vorzügliche Köchin. Ihr „Seehundeintopf“ war ein köstliches Gericht.

Endlich war Günther so weit, daß auch die fürsorgliche Elloida nichts gegen die Weiterreise einzuwenden hatte.

Es wurde eines Abends beschlossen, am nächsten Morgen aufzubrechen. An diesem Abend ging Günther zum erstenmal wieder ins Freie.

Es war ein wundervoller Abend — oder vielmehr Mitternacht. Denn die Sonne hatte ihren tiefsten Stand im Norden erreicht. Kirschrot leuchtete der Himmel. Rosig strahlten die fernen Schneegipfel — schimmerten die endlosen Eisflächen. Es war kalt — aber windstill und trocken.

Elloida stand auf dem kleinen Eishügel und blickte versonnen nach Norden — nach der Mitternachtssonne — nach den Eisriesen weit drüben am Horizont.

Sie hatte die Fellmütze zurückgeschoben — die blonden Locken hingen herab und leuchteten goldrot. Aber was war das? Auf einmal erschienen kleine tanzende blaue Flammen in Elloidas Haar — es war, als stände sie in Flammen.

„Elloida!“ rief Günther erschrocken. „Du brennst!“

Sie wandte sich um — sie sah ihn seltsam an. „Flammen!“ lächelte sie dann. Sie fuhr mit der Hand über ihr Haar. Jetzt tanzten die kleinen Flämmchen auf ihren Fingern — ihren Schulter. Sie kam auf ihn zu. „Da — kalt!“ sagte sie. Sie ergriff seine Hand und führte sie durch die zuckenden Flämmchen. Es brannte nicht — es knisterte nur und zuckte in den Fingern.

In Elloidas Stirn kam die kleine Falte, wie immer, wenn sie ein Wort suchte.

„Sankt Elmsfeuer“, sagte sie schließlich.

Natürlich — St. Elmsfeuer! Das war die Erklärung. Eine elektrische Entladung in der trockenen Luft. Funken!

Funken? Der Funke hieß auf russisch Iskra, hatte Wagner gesagt. Iskra! Iskra! hatten die fremdartigen Menschen im Duijvelsfjord geschrien, als sie Elli

erblickten.

Auf einmal sah Günther klar. Iskra — das war Elloida. Und die Schwimmhäutigen im Teufelsfjord hatten Elli, die durch ein seltsames Naturspiel Elloida glich, für diese gehalten. Und jetzt war auch der Diebstahl von Ellis Bild erklärt. Tumán oder seine Helfer hatten es wohl für das Bild Iskras gehalten.

Elloida sah Günther an. Sie las seine Gedanken von seiner Stirn.

„Ja — Iskra!“ sagte sie strahlend. „Iskra — mich!“ Und mit einer stolzen Gebärde zeigte sie auf sich.

Aber in welchem Verhältnis stand Elloida, stand Iskra zu den Schwimmhäuten?

„Gehörst du zu den Ipsoiden?“ fragte Günther das Mädchen.

„Oh — Ipsoiden — du weißt?“ lachte Elloida. Sie spreizte die Finger der einen Hand und zeigte mit der anderen Hand zwischen die Finger. Sie nannte ein fremdes Wort — ohne Zweifel das russische Wort für Schwimmhäute.

„Ipsoiden — hier gut.“ Sie zeigte auf die Stirn. „Aber hier —“, sie zeigte auf ihr Herz — „bah . . .“ Sie machte eine Gebärde des Abscheus.

Am nächsten Morgen begann die Schlittenfahrt durch das Eis. Voran fuhr Elloidas Schlitten mit den großen weißen Hunden und dem silbernen Schellengeklingel — hinterher kam Günthers Schlitten mit den Eskimohunden unter Führung Otos.

Es war merkwürdig, wie die Eskimohunde Elloidas eigenartigen Hunden aus dem Wege gingen. Sie winselten zwar nicht mehr ängstlich wie am Anfang — aber scheu vermieden sie jeden Kontakt. Die weißen Glockenhunde dagegen, wie Günther Elloidas Hunde im stillen nannte, kümmerten sich überhaupt nicht um die Eskimohunde. Sie strafte sie mit Verachtung.

Sie machten nur kurze Tagesmärsche. Günther merkte erst jetzt, wie Fieber und langes Liegen ihn geschwächt hatten. Die Reise ging geradewegs nach Norden — dem weißen Gebirge entgegen.

Nach Tagen langten sie am Fuße des Gebirges an. Es war ein großartiges Panorama, das ihren nördlichen Horizont beschloß. Hohe, zackige Gipfel — riesige Gletscher. Mußten sie diese Mauer übersteigen?

Günther fragte Elloida; aber sie lächelte.

„Da Weg —“ sagte sie und zeigte nach Nordosten. „Beriosafjord — warm — schön.“

Bevor sie nach Nordosten abbogen, beschloß Elloida, noch einmal auf Jagd zu gehen. Ihr Seehundfleisch war zu Ende. Diesmal wollte Günther mit, aber das Mädchen ließ es nicht zu.

„Du noch schwach“, erklärte sie. „Ruhe gut aus. Warten auf Iskra.“

Sie hatte recht. Die Märsche der letzten Tage hatten Günther doch recht angestrengt. Etwas kleinlaut fügte er sich.

Am Morgen nahm Elloida vor dem kleinen Zelt von ihm Abschied. Sie hatte ihre weißen Glockenhunde vor den Schlitten gespannt und das Gewehr über die Schulter gehängt. Sie sah aus wie eine moderne Diana — eine Diana des Nordens.

Auf einmal zögerte sie. Ein Blick großer Zärtlichkeit kam in die blauen Augen, „Du hast Waffe?“ fragte sie unerwartet. „Hier Gefahr — Diospille.“

„Was? Ospil?“ fragte Günther erstaunt.

Sie schüttelte den Kopf. „Di-os-pil-le“, wiederholte sie langsam. „Bah . . .“ Sie machte eine Gebärde des Abscheus.

Was konnte sie meinen? Irgendwelche Raubtiere? Günther zeigte ihr seinen Revolver.

Sie nickte. „Waffe. Gut. Du machen paff-paff! Diospille schrecklich.“ Sie streifte den Handschuh ab und zog ihren Ring vom Finger. Es war der einzige Schmuck, den sie trug.

Günther hatte diesen Ring schon oft bewundert. Es war ein schmaler Reif aus einem eigenartigen rötlich-weißen Metall, mit einem schwarzen Stein. Der Stein war ganz flach und enthielt in leuchtendem Rot einen gezackten Pfeil. Es sollte wohl das Symbol Iskras sein — der Funke.

Sie schob ihm den Ring an den Finger. Günther schüttelte den Kopf. Wie konnte der Ring Elloidas an seinen viel breiteren Finger passen? Aber da geschah das Wunder: das seltsame Metall dehnte sich, als wenn es Gummi wäre — der Ring saß, wie für ihn gemacht.

„Iskras Ring!“ sagte das Mädchen feierlich. „Niemals vergessen.“

Sie blickte ihn zärtlich an — dann schlang sie den Arm um ihn und küßte ihn auf den Mund. Im nächsten Augenblick war sie fort.

Günther hörte das Knallen ihrer peitsche, wie sie mit einem wilden „Hoi-ja-ho“ die Hunde antrieb — er hörte das Bellen der Hunde — das Läuten der silbernen Glocken.

Hoi-ja-ho! Hoi-ja-ho! Was für eine unbändige Energie wohnte in diesem Mädchen, das so sanft und zärtlich sein konnte.

Immer kleiner wurde der Schlitten — immer kleiner die weißen Gestalten — immer leiser das wilde Hoi-ja-ho. Günther starrte ihr nach, bis sie am grauen Horizont verschwand.

Taurig ging er in sein Zelt. War nicht alles ein Traum gewesen? Da stand sein kleines Zelt — sein Schlitten — alles genauso wie an dem Tage, da ihn das Fieber zu Boden warf. War nicht alles nur ein Fiebertraum gewesen? Diese göttliche Frau — dieses Wesen wie aus einer anderen Welt? Es konnte nicht wirklich sein. Er war erwacht — erwacht aus dem schönsten Traum seines Lebens . . .

Doch, es war Wirklichkeit. Iskras Ring glänzte an seinem Finger. Elloidas Kuß brannte auf seinen Lippen. Es war herrliche, undenkbbare Wirklichkeit.

Elloida hatte recht. Es war das Vernünftigste, wenn er sich ausruhte. Wer weiß, wie lange die Reise noch dauern würde. Er legte sich ins Zelt auf die Felle und dachte an Elloida, bis ihm die Augen zufielen.

Das Geheul der Hunde schreckte ihn auf. Klängen da nicht Stimmen vor dem Zelt? War Elloida schon zurück? Er sprang auf und lief in froher Erwartung nach dem Ausgang.

Vor dem Ausgang prallte er mit einem Menschen zusammen. Einem Menschen? Gehörte diese teuflische Fratze einem Menschen?

Instinktiv griff er nach dem Revolver. Aber schon hatte das fremde Wesen

sich auf ihn gestürzt. Eine Hand ergriff seinen Arm — eine andere preßte sich auf seinen Mund — eine dritte griff nach dem Revolver.

Eine dritte? Ja. Dieses scheußliche Wesen hatte drei Hände — drei Arme. Ein panischer Schrecken ließ Günthers Blut erstarren, lähmte seine Muskeln.

Mit unglaublicher Schnelligkeit arbeiteten die drei Hände gleichzeitig und unabhängig voneinander an seinem Körper. Ehe Günther es recht begriff, war er mit Riemen gebunden.

Zu spät raffte er sich auf — versuchte seine Fesseln zu sprengen. Sein teuflischer Widersacher mit den drei ekelhaften Händen wickelte einen Riemen nach dem ändern um ihn — umschnürte ihn, bis er als wehrloses Paket auf dem Eise lag.

Dann packte das Wesen mit unglaublicher Schnelligkeit das Zelt zusammen — belud den Schlitten — spannte die Hunde ein. Die drei Hände arbeiteten so schnell und unabhängig voneinander, daß es Günther schwindelte vom Zusehen.

Schließlich lud der Unhold ihn oben auf den Schlitten, schnürte ihn fest und trieb mit unheimlicher Eile die Hunde an — nach Westen zu ...

Dabei rief er etwas Seltsames. Es klang wie ein Kraftwort, das Günther manchmal von Klaus gehört hatte. Aber das war wohl eine Täuschung seiner Sinne ...

„Klei-mi-am-Mors!“ rief dieses merkwürdige, dreiarmige Wesen ...

Nach Westen! In die entgegengesetzte Richtung, in die Elloida verschwunden war.

Die Augen waren das einzige, was Günther bewegen konnte. Er hatte jetzt Muße, seinen Angreifer zu betrachten.

Der Mann war in einen Eskimoanzug gekleidet. Auch sein beinahe bartloses Gesicht trug die typischen Züge der Eskimos: die starken Backenknochen und die Mongolenaugen, die an einen Japaner erinnerten. Aber das abschreckende an diesem Gesicht war, daß die Nase fehlte und die Oberlippe gespalten war. War es angeboren oder war ihm dieser Teil des Gesichtes einmal im Kampfe entstellt worden? Jedenfalls gab es den Zügen des seltsamen Wesens etwas fratzenhaft Unmenschliches.

Aber am merkwürdigsten waren die drei Arme. Es waren ein linker Arm und zwei rechte — in dem Fellkleid waren in geschickter Weise drei Ärmel angebracht. Das Wesen konnte diese Arme unabhängig voneinander gebrauchen und verschiedene Dinge gleichzeitig tun. Er knallte zum Beispiel mit der Peitsche, während die zwei übrigen Hände behende einen Riemen am Schlitten festmachten.

Hierbei sah Günther auch, daß die Hände keine Schwimmhäute hatten. Es war also kein Ipsoide, wenn die Schwimmhäute das Kennzeichen der Ipsoiden waren. War dies der Diospille, vor dem Elloida ihn gewarnt hatte?

Es wurde Mittag — Abend — Nacht. Immer weiter ging die Reise — die ganze Nacht hindurch. Das Gelände wurde immer unebener, immer holpriger. Der Schlitten stieß und sprang — jeder Stoß teilte sich Günthers hilflosem Körper mit. Seine Knochen begannen zu schmerzen. Seine Lage war — gelinde gesagt

— sehr ungemütlich. Auch hatte er tüchtigen Hunger. Aß dieser Dreiarm denn überhaupt nicht? Aber seine Eile, wegzukommen, behielt wohl über seinem Hunger die Oberhand.

Ein paarmal versuchte Günther, ein Gespräch mit seinem Angreifer anzuknüpfen. „Diospille?“ fragte er langsam und deutlich. Aber die einzige Antwort, die er bekam, war jenes merkwürdige rauhe „Klei-mi-am-Mors!“

Günther atmete auf, als sie im Laufe der Nacht in ein Tal einbogen, in dem Schnee lag. Harter, gefrorener Schnee, auf dem der Schlitten trotz des unebenen Geländes leicht dahinglitt. Jetzt hörte wenigstens das fürchterliche Stoßen auf.

Schließlich erbarmte sich der Schlaf seiner. Dem zu Tode erschöpften Manne fielen die Augen zu. Trotz seiner ungemütlichen Lage verlangte die Natur ihr Recht.

Er konnte nicht sagen, ob er lange geschlafen hatte. Ein fürchterliches Geschrei machte ihn wach. Elloida!, dachte er noch halb verwirrt. War seine Retterin gekommen, sein Schutzengel?

Erstaunt blickte er um sich. Er lag noch verschnürt auf dem Schlitten — aber sie fuhren nicht mehr. Sie befanden sich in einer riesigen, rauchigen Höhle, in der ein großes Feuer brannte. Wilde, grauenhafte Gestalten umringten ihn.

Im Nu war er vom Schlitten losgemacht und — noch immer wie ein Bündel verschnürt — achtlos in eine Ecke geworfen. Dann machten die schauerlichen Gestalten sich über den Schlitten her, wobei sie wilde, unartikulierte Schreie ausstießen.

Mit entsetzt aufgerissenen Augen beobachtete Günther das Schauspiel. Wo war er? Wer waren diese Wesen? Halb und halb erwartete er, daß alle die Gestalten drei Arme hätten, wie sein Angreifer. Aber das war nicht der Fall. Alle waren sie abstoßend. — grauenhaft, alle hatten sie irgendeine scheußliche Abnormalität, aber nicht zwei glichen einander.

Da war ein Kerl, der nur ein einziges Auge hatte, das ihm mitten in der Stirn saß. Ein anderer war einarmig — ein dritter verkrüppelt und bucklig. Ein vierter hatte ein Gesicht, das ganz in die Breite gezogen zu sein schien, mit langen, behaarten Ohren. Es gab kleine, zwerghafte und riesengroß plumpe Gestalten — es gab Wesen mit abnormal langen und abnormal kurzen Extremitäten. Die meisten waren halbnackt oder hatten sich irgendein Tierfell umgehängt.

Unter Dreiarms Leitung wurde die Beute systematisch verteilt. Der Mann mit dem einen Auge wie weilen Polypen, bekam Günthers Zeißglas, das er an den Tragriemen wild im Kreise schwang. Er hielt es wohl für eine Waffe. Am beliebtesten waren die Kleidungsstücke, die die meisten sofort anzogen. Es gab dem grauenhaften Bild eine groteske Note. Der bartlose Dreiarm behielt den Rasierapparat für sich. Das Blitzen des glänzenden Instrumentes hatte es ihm wohl angetan. Er hing es sofort an einen Riemen um den Hals. Eine haarige Zwergfrau mußte sich mit einem Stück Seife begnügen, das sie sofort mit behaglichem Grunzen auffraß. Die anderen warfen ihr neidische Blicke zu. So ein Leckerbissen!

Endlich wendete sich Dreiarm zu seinem Gefangenen. Er machte die Riemen

los und bedeutete Günther durch Gebärden, den Fellanzug auszuziehen. Günther atmete erleichtert auf. Es war sehr warm in der Höhle — er hatte nicht schlecht geschwitzt.

Dreiarm nahm den Anzug sofort mit Besitzermiene in Empfang. Er betrachtete ihn mit Kennerblick, grunzte — augenscheinlich sehr befriedigt — und barg ihn hinter einem Stein in einer Ecke der Höhle.

Er wird noch einen Ärmel einsetzen müssen, dachte Günther in einem Anflug von Galgenhumor.

Günther trug unter dem Fellanzug ein wollenes Hemd und eine kurze Hose. Dreiarm betastete diese Kleidungsstücke mit allen drei Händen gleichzeitig und schien nicht übel Lust zu haben, sie ihrem Besitzer gleichfalls auszuziehen. Aber dann verzichtete er knurrend darauf — sie liefen ihm ja nicht weg . . .

Unter den übrigen entspann sich jetzt eine Diskussion. Sie redeten in ihrer rauhen, unverständlichen Sprache — sie gestikulierten und kamen immer mehr in Erregung. Sie schienen sich über irgend etwas nicht einig zu sein. Aus verschiedenen Gesten und Blicken in seine Richtung zog Günther den unbehaglichen Schluß, daß sie über ihn beratschlagten. Mit begreiflichem Interesse folgte er deshalb dem Verlauf der Besprechung.

Seine Glieder waren erst wie abgestorben gewesen von der langen Reise auf dem Schlitten und den Riemen, mit denen Dreiarm ihn gebunden hatte. Allmählich fing das Blut wieder an zu zirkulieren, er fühlte, daß er seine Arme und Beine wieder gebrauchen konnte. Seine Kräfte kehrten zurück. Vorsichtig sah er sich um — erwog alle Möglichkeiten zur Flucht.

Soweit er im Halbdunkel des rauchigen Raums unterscheiden konnte, mündeten verschiedene dunkle Gänge in die Höhle. Aber welcher war der Ausgang? Oder gab es mehrere Ausgänge? Er sah sich nach einer Waffe um. Seinen Revolver hatte Ihm Dreiarm gleich zu Anfang abgenommen. Er hing jetzt neben dem Rasierapparat als grotesker Schmuck um Dreiarms Hals. Günther besaß nichts mehr — nicht einmal ein Taschenmesser.

Auf einmal standen alle auf und kamen auf Günther zu. Einige hatten große Steine aufgerafft — andere schwangen Knochenmesser — in einer der Hände Dreiarms blitzte Günthers eigenes Jagdmesser.

Günther sprang zurück und eilte auf einen der Ausgänge zu.

Aber es war kein Ausgang. Es war ein dunkler Gang, der in den Berg hineinführte. Günther hatte keine Wahl — es ging um sein Leben. Er rannte vorwärts, solange der Schein des Feuers aus der Höhle ihm den Weg erleuchtete.

Seine Angreifer folgten ihm nicht gleich. Er hörte ihr Geschrei aus der Höhle — dann war es auf einmal still. Was hatten sie vor?

Der Gang verzweigte sich nach verschiedenen Richtungen. Auf gut Glück schlug Günther eine derselben ein. Bald umgab ihn vollständige Dunkelheit. Mühsam tastete er sich vorwärts. Wiederholt stieß er an Steine — einmal stolperte er und schlug hin. Er kam nur langsam vorwärts. Es wurde immer wärmer, die Luft war schlecht.

Plötzlich hörte er hinter sich einen furchtbaren Lärm. Es waren seine Verfolger, deren Ausrufe und Schreie durch hundertfaches Echo verstärkt wurden. Bald sah er auch hinter sich einen rötlichen Lichtschein — sie trugen

wohl Fackeln.

Er wartete, bis sie so nahe kamen, daß der Schein ihrer Fackeln ihm den Weg erleuchtete. Es roch nach brennendem Fett; die Fackeln waren wohl aus Talg. Er konnte jetzt wieder rascher laufen. Er bemühte sich, immer in demselben Abstand von den Verfolgern zu bleiben — immer an der Grenze des Lichtscheins.

Es wurde heißer. Schweiß brach ihm aus. Wo kam diese Hitze her in diesem Polgebirge? Es ging doch nicht tiefer in die Erde hinunter? Zwar fiel der unterirdische Pfad manchmal, aber oft stieg er auch wieder. Im großen ganzen verlief die Höhle wohl horizontal.

Schließlich wurde die Hitze so groß, daß er kaum weiterlaufen konnte. Auch seine Verfolger schienen unter dieser seltsamen Hitze zu leiden. Sie gingen immer langsamer und zögernder vorwärts — schließlich blieben sie ganz zurück.

Die heiße dicke Luft benahm Günther den Atem. Was sollte er tun? Die Hitze nahm immer mehr zu. Er befühlte die Felswände — sie waren heiß wie ein Ofen. Wieder zurück? Aber dann lief er ja geradewegs den scheußlichen Wilden in die Arme. Seine Lage war verzweifelt.

Da sah er auf einmal in der Ferne ein gelbes Licht. Es war nur ein ganz kleiner, gelber Punkt. Er schien unendlich weit weg zu sein . . . Die Höhle verlief demnach hier vollkommen gradlinig. Er nahm seine letzte Kraft zusammen und lief auf den fernen Lichtschein zu. Er war naß vom Schweiß. Er hatte das Gefühl, als müßte er jeden Augenblick zusammenbrechen in dieser unerträglichen Glut.

Auf einmal wurde es wieder kühler. Er fühlte einen schwachen Luftzug. Neue Hoffnung erfüllte ihn — mit neuer Kraft lief er weiter. Nach einiger Zeit war die Temperatur wieder ganz erträglich geworden, die heiße Zone war vorbei.

Plötzlich stieß er gegen ein Hindernis. Was war das? Wurde der Gang hier niedriger? Er fühlte mit der Hand. Zu seinem Erstaunen griff er einen hölzernen Balken. Er kroch darunter durch, fühlte weiter. Nach wenigen Schritten traf er wieder auf Holz — Balken, Planken. Der Gang war jetzt ganz schmal geworden.

Das war doch keine Höhle mehr. Das war ein künstlich angelegter Stollen, der mit hölzernen Balken abgestützt war. Eine neue Hoffnung erfüllte ihn. Dieser Stollen war zu einem bestimmten Zweck angelegt worden, der mußte irgendwohin führen. Das war gewiß nicht das Werk jener wilden Scheusale in der Höhle.

Er lief und lief — es war, als ob dieser ferne gelbe Lichtschein nicht näherkommen wollte.

Hatten die Unholde die Verfolgung aufgegeben? Wie als Antwort auf diese Frage drang auf einmal wieder wüstes Gebrüll an sein Ohr. Rötlicher Lichtschein füllte den Gang — die Verfolger hatten ihn fast erreicht.

Ihr Gebrüll erklang schauerlich in dem engen Stollen. Eine unbeherrschte Angst schnürte Günthers Brust zusammen. Wie ein Wahnsinniger begann er zu rennen — weiter — immer weiter — nur fort von diesen Teufeln.

Auf einmal prallte er gegen ein Hindernis. Es gab einen dumpfen Ton, wie

von Eisen. Ein heftiger Schmerz durchzuckte ihn. Er fühlte mit den Händen. Er berührte eine glatte, eiserne Tür, die den ganzen Stollen abschloß.

Eine eiserne Tür! Durch einen schmalen Spalt an der Seite dieser Tür schimmerte das gelbe Licht, das ihm den Weg gewiesen hatte . . .

Günther war gefangen. Vor ihm war die feste Eisentür — hinter ihm brüllten die mißgestalteten Unholde aus der Höhle. Er hämmerte gegen die Tür — es klang wie ein dumpfes Trommeln und pflanzte sich durch den engen Gang fort wie ferner Donner. Aber die Tür gab nicht nach. Von der anderen Seite kam keine Antwort — kein Lebenszeichen.

Seine Verfolger waren jetzt ganz in der Nähe. Der Schein ihrer Talgfackeln erleuchtete den Stollen, warf Günthers Schatten auf die Tür.

Günther stellte sich mit dem Rücken gegen die Eisenwand. Er biß die Zähne zusammen — er wollte sein Leben teuer verkaufen.

An der Spitze der Angreifer sah er Dreiarm. Das haarige Weib lief dicht hinter ihm und trug eine Fackel. Die drei Arme des Mannes hoben sich bizarr ab, gegen den hellen Hintergrund. In allen drei Händen trug das Scheusal Waffen. Zwei davon waren lange, zugespitzte Knochen — die dritte war Günthers eigenes, blitzendes Jagdmesser.

Näher und näher kam der Unmensch. Die drei Arme bewegten sich drohend in allen Richtungen wie Mühlenflügel. Ein Kampf gegen dieses dreiarmige Ungeheuer schien aussichtslos. Dies war wohl das Ende . . .

Plötzlich hörte Günther hinter sich ein Geräusch. Es klang wie das Umdrehen eines Schlüssels. Die eiserne Tür ging auf. Eine Hand packte ihn von hinten und zog ihn durch die Tür.

Ein ohrenbetäubendes, tierisches Gebrüll der enttäuschten Unholde erhob sich. Dann fiel die Tür mit einem dumpfen Schlag wieder zu.

Günther stand in einem Stollen, der genau dem glich, den er soeben verlassen hatte. Der einzige Unterschied war, daß dieser Stollen erleuchtet war. In größeren Abständen waren elektrische Glühlampen an den Querbalken angebracht — eine unabsehbare Reihe. Der Stollen schien endlos.

Ein Mann in der Kleidung eines Bergmannes stand neben ihm. Der Mann war klein und dunkelhäutig. Er hatte die starken Backenknochen und den kräftigen Unterkiefer der Eskimos. Aber das merkwürdigste an seinem Gesicht waren die Augen. Große, leuchtend blaue Augen, die Günther forschend und mit einem intelligenten Blick musterten. Und er hatte Schwimmhäute zwischen den Fingern.

Es war das erstemal, daß Günther die berühmten Schwimmhäute aus der Nähe sah. Sie enttäuschten etwas. Sie liefen nur ungefähr bis zur Mitte der Finger und behinderten den Gebrauch der Hand nur wenig.

Der Mann stellte ihm eine Reihe Fragen in einer Sprache, die Günther nicht verstand. Es klang nicht wie russisch.

„Ipsoide?“ fragte Günther schließlich und zeigte auf den andern.

Der Mann nickte — es war ein stolzes, selbstsicheres Nicken.

„Diospille?“ fragte Günther weiter und zeigte auf die Tür, hinter der noch immer ein wüstes Geschrei erklang. Wieder bejahte der andere.

Dann bedeutete er Günther mit einer Handbewegung, vorwärtszugehen. Günther gehorchte, der Ipsoide ging hinter ihm her.

Der Stollen nahm kein Ende. Schweigend gingen sie hintereinander her — immer weiter und weiter. Eine Lampe nach der anderen ließen sie hinter sich — aber immer wieder tauchten neue in der Ferne auf. Die Temperatur war angenehm — die Luft frisch. Es gab wohl eine Klimaanlage irgendwo.

Endlich kamen sie in einen Teil des Bergwerkes, in dem anscheinend noch gearbeitet wurde. Querstollen zweigten ab — aus manchen erklang Pochen und Hämmern.

Ein kurzer Zuruf des Mannes hinter ihm brachte Günther zum Stehen. Er wandte sich um. Der Ipsoide zog einen Gegenstand aus der Tasche, der aussah wie eine Signalpfeife und setzte ihn an den Mund.

Günther hörte keinen Ton. „Ultraschall!“ dachte er und war beinahe stolz auf sein Wissen.

Ein Mann erschien aus einem Querstollen — er glich dem anderen wie ein Zwilling.

Ein kurzes Gespräch in der fremden Sprache entspann sich. Günther wurde dem ändern Manne übergeben, denn einen Augenblick später kehrte der erste in seinen endlosen Stollen zurück.

Mit dem neuen Begleiter ging die Reise weiter. Bald kamen sie in einen größeren Raum, in den von verschiedenen Seiten Stollen einmündeten. Eine Anzahl Ipsoiden arbeiteten hier. Der Raum war hell erleuchtet durch große, blaue Lampen. Soweit Günther erkennen konnte, waren es Quecksilberdampflampen neuester Bauart. Günther sah Schienen — es gab kleine eiserne Hunde für den Erztransport — ganz in der Nähe hörte man das eintönige Summen einer Maschine.

Einer der Ipsoiden stieß bei ihrem Eintreten einen lauten Ruf aus. Von allen Seiten kamen die Männer jetzt auf Günther zugelaufen. Aus den Querstollen tauchten immer neue Gestalten auf. Bald war der junge Mann umdrängt von einer Menge dieser merkwürdigen Knappen. Sie betrachteten ihn neugierig, schwatzten und schrien durcheinander, zeigten mit ihren ekelhaften, schwimmhäutigen Händen auf ihn. Immer dichter drängten sie heran — immer dreister wurden die Rufe, die Blicke. Vergebens versuchte der Mann, der Günther hierhergebracht hatte, die neugierige Schar zurückzuhalten.

Einige fingen an, ihn zu betasten. Sie befühlten den Stoff seines Hemdes — einer packte Günthers Hand. Es war wohl nur Neugierde — er wollte sich vielleicht überzeugen, ob dieser Fremde wirklich keine Schwimmhäute hätte . . . Aber es war Günthers kaum genesene Linke. Der Mann hatte unglücklicherweise die vernarbte Stelle berührt — ein heftiger Schmerz durchfuhr Günther.

Da tat Günther etwas unglaublich Dummes. Es war wohl der plötzliche Schmerz, der ihm die ruhige Überlegung raubte. Mit einer wütenden Bewegung schlug er die ekelhafte braune Hand weg.

Es war ein Fehler. Man soll als Gefangener nicht nach seinen Bewachern schlagen — als Wehrloser zieht man doch den kürzeren. Im nächsten Augenblick schlug der Ipsoide zurück, ein Faustschlag traf Günther mitten ins

Gesicht. Eine maßlose Wut ergriff den jungen Mann. Seine solange in äußerster Spannung gehaltenen Nerven gingen mit ihm durch. Seine Rechte schoß hervor — ein kunstgerechter Kinnhaken schlug den Angreifer zu Boden.

Das Gebrüll der Ipsoiden, das sich jetzt erhob, war ohrenbetäubend. Von allen Seiten drangen sie auf Günther ein. Zu spät erkannte er seinen Fehler. Instinktiv erhob er den Arm, um die Schläge abzuwehren . . .

Da geschah ein Wunder. „Iskra! Iskra!” brüllten die Männer plötzlich und wichen scheu vor ihm zurück. Gebannt starrten alle Augen — diese großen blauen Augen — auf Günthers Rechte. Erstaunt sah Günther auf seine Hand. Im Reflex der Uviollampen leuchtete etwas Rotes an seinem Finger — blitzte und funkelte es wie loderndes Feuer. Iskras Ring! Das Symbol des Funkens!

Blitzschnell erkannte Günther seinen Vorteil. „Iskra!” rief er laut und drohend und streckte die Hand mit Elloidas Talisman dramatisch in die Höhe.

„Iskra! Iskra!” antwortete es im Chor. Die Spitzhacken wurden weggeworfen — die seltsamen Gestalten fielen auf die Knie nieder und hoben die Hände wie zum Gebet. Sie spreizten die Finger — die Schwimmhäute spannten sich.

Nach einigen Augenblicken erhob sich einer der Männer im hintersten Teil des Raumes — arbeitete sich durch die kniende Menge und kam auf Günther zu. Er trug nicht den einfachen Bergmannsansatz der andern. Er hatte eine Art Uniform an mit blitzenden Knöpfen. Er war wohl ein Steiger.

Er verneigte sich ehrerbietig vor Günther, sagte ein paar Worte in der sonderbaren Sprache und lud ihn dann mit einer höflichen Handbewegung ein, ihm zu folgen. Respektvoll traten die Ipsoiden zur Seite.

Sie liefen durch einen breiten Stollen an dem Schienenstrang entlang. Sie kamen vorbei an hellerleuchteten Räumen, aus denen das Surren und Dröhnen von Maschinen erklang. Schließlich hielten sie vor einer Tür aus Mattglas. Der Steiger stieß die Tür auf. Dann trat er höflich zur Seite, um Günther vor sich eintreten zu lassen.

Es war ein Büro. Ein Mann blickte erstaunt von seinem Schreibtisch auf — dann stand er auf und trat auf Günther zu. Er war in europäischer Kleidung, aber sein Gesicht trug die Günther nun schon vertrauten Züge der Ipsoiden. Nur sah dieses Gesicht kultivierter aus, gepflegter. Die Stirn erschien höher — der Blick der leuchtenden blauen Augen verriet große Intelligenz.

Günthers Begleiter erstattete einen kurzen Bericht in der fremden Sprache und zog sich dann mit höflichem Gruß zurück.

Der Mann, der hinter dem Schreibtisch gesessen hatte, musterte Günther mit einem forschenden Blick. Dann sagte er etwas — es klang wie russisch.

„Ich verstehe leider kein russisch”, sagte Günther auf deutsch.

„Ah — Sie sind Deutscher —” erwiderte der andere in fließendem und beinahe akzentfreien Deutsch. „Freut mich außerordentlich.” Er streckte die Hand aus — etwas zögernd schlug Günther ein. Er hatte seinen Abscheu vor den Schwimmhäuten noch nicht ganz überwunden.

„Mein Name ist Gromm”, sagte der andere mit einer leichten Verbeugung. „Diplom-Ingenieur Gromm . . . ich bin der Direktor dieses Bergwerks.”

„Kern —” stellte Günther sich ebenfalls vor.

„Bitte setzen Sie sich, Herr Kern.“ Er bot Günther einen Stuhl an und nahm wieder hinter seinem Schreibtisch Platz.

„Ich höre, Sie sind den Diospillen entronnen — da haben Sie aber Glück gehabt“, begann Gromm im leichten Konversationston. „Und Sie haben eine kleine Meinungsverschiedenheit gehabt mit einem meiner Leute . . . na — es ist ja alles gut gegangen . . . Iskras Ring hat sie gerettet . . .“

Günther nickte nur. Der bequeme Stuhl — der freundliche Empfang in seiner Muttersprache — die Entspannung nach all diesen tödlichen Gefahren . . . er fühlte auf einmal eine große Müdigkeit und Erschöpfung. Es war die unausbleibliche Reaktion.

Ingenieur Gromm räusperte sich. Er schien darüber nachzudenken, wie er das Gespräch fortsetzen solle.

„Sie wundern sich, daß ich so gut deutsch spreche . . .“ lächelte er dann. „Ich habe in Deutschland studiert — habe auf der Bergakademie in Freiburg mein Examen gemacht . . .“

Natürlich! durchfuhr es Günther. Das war der Student Gromm, von dem der gläubige Thomas ihm erzählt hatte!

„Ah — Sie haben von mir gehört —“ lächelte Gromm. Er sah auf seine Hände. „Ja — die leidigen Schwimmhäute . . .“ seufzte er. „Das war eine Sensation unter den Studenten . . . aber sie haben doch auch wieder viele Vorteile.“

Er machte eine Pause — er wartete augenscheinlich auf eine nähere Erklärung Günthers. Aber Günther war sich noch nicht schlüssig geworden, inwieweit er diesen liebenswürdigen Gromm in sein Vertrauen nehmen sollte.

Gromm faßte einen Entschluß. „Sagen Sie mal —“ begann er wie beiläufig. „Wie kommen Sie eigentlich zu dem Ring?“

Es half nichts, Günther mußte mit der Sprache heraus. Aber er wollte nicht mehr sagen, als unbedingt nötig war.

„Ich war auf einer Expedition“, sagte er unbestimmt. „Die Besitzerin des Ringes hat mich vom Tode des Erfrierens gerettet und ihn mir geschenkt. Später wurde ich von den Diospillen gefangen und in ihre Höhle geschleppt. Es war fürchterlich.“

Gromm sah ihn prüfend an. Er schien zu erwägen, inwieweit er der Erzählung Glauben schenken könne.

„Haben die Diospillen sie nicht zu Tschort gebracht?“ fragte er dann.

„Tschort? Wer ist das?“

Gromm lächelte sonderbar. „Tschort heißt der Teufel —“ sagte er dann. „Er ist der König der Diospillen . . .“

Günther schüttelte den Kopf. „Ich glaube, sie wollten mich auffressen.“

Gromm lachte „Das sieht ihnen ähnlich. Sie haben immer Hunger. Ihre Freßlust überwiegt selbst ihren Respekt vor Tschort.“ Er dachte einen Augenblick nach. „Nun gut —“ sagte er dann. „Wie dem auch sein möge — Sie haben auf alle Fälle den Ring. Sie stehen unter dem Schutze Iskras. Betrachten Sie sich als mein Gast.“

„Danke . . .“

Gromm sah Günther aufmerksam an. „Sie sind ganz erschöpft“, rief er lebhaft. „Ich glaube, Sie haben Hunger?“

Günther lächelte schwach. „Ich habe seit zwei Tagen nichts gegessen . . .“

„Oh — daß ich das nicht gleich gesehen habe . . . Entschuldigen Sie bitte.“ Gromm sprang auf — er gab einige Befehle in einer fremden Sprache durch ein Sprachrohr, das sich an der Wand befand.

Nicht lange darauf erschien ein Ipsoide. Er trug ein Tablett mit Tellern und Schüsseln, der Geruch von gekochtem Seehundfleisch verbreitete sich im Raum. Günther hätte nie geglaubt, daß ihm dieser Geruch so lieblich erscheinen könnte . . .

„Essen Sie erst mal diese kräftige Seehundsuppe aus unserer Gulaschkanone“, lachte Gromm. „Sie wird Ihnen gut tun. Ich lasse inzwischen etwas anderes für Sie fertigmachen. Ein Glas Wein? Ich habe vorzüglichen Port . . .“

Während Günther sich mit einem wahren Heißhunger über sein Mahl hermachte, das ihm köstlich erschien, griff Gromm zum Telefon. Es war ein modernes schwedisches Instrument mit Nummerscheibe. Er führte ein Gespräch auf russisch.

„Ich muß Sie nach Ljodokol schicken“, sagte er dann. „Grosni will Sie sprechen. Aber essen Sie erst in aller Ruhe und ruhen Sie sich ein wenig aus. Es ist ein weiter Weg.“

Die Mahlzeit hatte einen neuen Menschen aus Günther gemacht. Er war zwar müde, aber er wollte seinen Gastherren nicht länger warten lassen.

Günther verabschiedete sich von dem lebenswürdigen Ingenieur Gromm und drückte ihm die Schwimmhauthand — diesmal schon mit etwas weniger Widerwillen. Dann begann eine unterirdische Fahrt durch endlose Stollen.

Von dem eigentlichen Grubenbetrieb sah Günther nichts. Er hatte gehofft, Wagen mit Erz zu begegnen. Ein Blick hätte genügt, um ihn zu zeigen, ob es sich wirklich um ein Erz vom Typ des geheimnisvollen Steins von Thule handelte. Aber man hatte die Strecke wohl absichtlich freigemacht, denn alles schien verlassen.

Er hatte bemerkt, daß sie in einer anderen Richtung abgefahren waren als der, aus der er nach seiner Flucht vor den Diospillen gekommen war. Aber sie änderten wiederholt die Richtung, und bald hatte er jede Orientierung verloren.

Die lange Fahrt nahm plötzlich ein Ende. Sie stoppten auf freier Strecke. Die Ipsoiden stiegen aus und bedeuteten Günther, dasselbe zu tun. Die Fellanzüge wurden angezogen — die Ipsoiden schulterten die Rucksäcke und die Ski. Günther brauchte nichts zu tragen.

Mit einem schwarzen Tuch wurden ihm kunstgerecht die Augen verbunden. Kulak ergriff ihn beim Arm — langsam und vorsichtig gingen sie zu Fuß weiter. Einige Augenblicke später wurde er durch eine schmale Öffnung bugsirt. Er hörte eine Tür schließen, fühlte Metall unter den Füßen. Dann hörte er ein Surren — es ging senkrecht nach oben. Sie waren in einem Aufzug.

Als die Binde wieder von Günthers Augen genommen wurde, befand er sich in einem langen, nur mäßig erleuchteten Gang. Die Fellanzüge wurden ausgezogen — die beiden Ipsoiden packten sie sofort kunstgerecht zusammen. Günther ging allein mit Kulak weiter.

Am Ende des Ganges öffnete Kulak eine mit Eisen beschlagene braune Holztür unter einem Spitzbogen, hinter der sich eine schmale Wendeltreppe befand. Kulak ließ den jungen Mann vorgehen — Günther kletterte eine nicht enden wollende Anzahl von Stufen empor.

Die Wendeltreppe mündete in einen zweiten, breiteren Gang, der aber ebenfalls nur schwach erleuchtet war. Es war ein gotischer Kreuzgang — er erinnerte an ein Kloster. Die Beleuchtung bestand aus kerzenförmigen Glühlampen, die in schmiedeeisernen Lampenhaltern an den Pfeilern angebracht waren. Aber nur, jede dritte oder vierte Kerze brannte. Der etwas unheimlich - romantische Eindruck dieses Kreuzganges wurde durch das Halbdunkel verstärkt. Es fehlte nur, daß Kulak eine schwarze Kutte getragen hätte — dann wäre das Bild vollkommen gewesen.

Verschiedene Türen mündeten in den Gang — alle unter hohen Spitzbogen. Es waren schwere, kunstvoll mit Schmiedeeisen beschlagene Holztüren. Es war totenstill — nur Günthers und seines Begleiters Schritte hallten dumpf durch das lange Gewölbe.

Plötzlich löste sich aus dem Schatten eines Pfeilers eine hohe Gestalt. Günther schrak unwillkürlich zusammen — so unerwartet — so geisterhaft war die Erscheinung.

Es war die Gestalt eines Mannes. Er war groß — noch mindestens einen halben Kopf größer als der gewiß nicht kleine Günther. Er war breit — ein wahrer Riese. Er mußte wohl alt sein, nach dem langen weißen Bart und den grauen Haaren zu schließen. Er trug eine eigenartige schwarze Kleidung — Kniehosen mit langen Strümpfen und einen am Halse geschlossenen kittelartigen langen Rock, der seiner ganzen Erscheinung etwas Mittelalterliches gab. Aber es paßte zu der ganzen klosterartigen Umgebung.

„Willkommen in Ljodokoll, Günther Kern!“ sagte er mit einer tiefen, wohlklingenden Stimme in akzentfreiem Deutsch.

Gebannt starrte Günther ihn an. Eine hohe Stirn — eine kühn vorspringende Nase — harte, stahlblaue Augen unter dicken, buschigen Brauen . . . es war ein imponierendes Gesicht — das Gesicht eines Herrschers.

Kulak war in demütiger Haltung ein paar Schritte hinter Günther stehengeblieben. Er hatte die Arme über die Brust gekreuzt und den Kopf gesenkt. Der weißbärtige Riese sagte ein paar Worte zu ihm in der eigenartigen Sprache. Kulak verneigte sich devot und entfernte sich dann schnell. Er lief zur Wendeltreppe zurück.

„Man nennt mich Grosni“, sagte der Riese und Günther verbeugte sich schweigend. Grosni! Den Namen hatte Peter Born in seinen Fieberdelirien in tödlicher Angst gerufen. Iwan Grosni war die russische Bezeichnung für Iwan den Schrecklichen . . . Grosni — der Schreckliche — der Name paßte ganz zu dieser Gestalt.

„Prawda hat mir von dir erzählt, Günther Kern“, fuhr Grosni fort, und das Du klang aus seinem Mund ganz selbstverständlich. „Du kommst aus Grud — Du wirst müde und hungrig sein.“

Er musterte Günther — seine harten Augen schienen den jungen Mann zu durchbohren. Günther nahm seinen ganzen Mut zusammen.

„Sie haben recht“, sagte er verlegen. „Ich bin ziemlich erschöpft und ich habe tüchtigen Hunger. Aber Sie werden vielleicht begreifen, daß meine Neugierde noch größer ist.“

Grosni machte eine ungeduldige Handbewegung.

„Zu fragen ist morgen noch Zeit, Günther Kern. Ljodokoll weiß, was es seinen Gästen schuldig ist.“

Er zog einen großen, altertümlichen Schlüssel aus der Tasche und öffnete eine der eisenbeschlagenen Türen.

„Ich werde morgen ein Zimmer oben im Schloß in Ordnung bringen lassen“, sagte er und lud Günther, mit einer Handbewegung zum Eintreten ein. „Für diese Nacht mußt du dich hiermit begnügen.“

Es war ein kleines fensterloses Gemach, das aussah, als sei es aus dem Felsen gehauen. Eine blaue Lampe an der gewölbten Decke verbreitete eine tageslichtartige Helle. Ein kleiner Tisch stand darin — ein eisernes Bett. In einer alkovenartigen Nische befand sich ein Brausebad und eine Toilette. Im übrigen war es kahl — wie in einer Zelle. Der Raum war angenehm warm — die Luft frisch. Günther sah sich nach einem Ofen um, aber es war keiner vorhanden.

„Luftheizung —“ sagte Grosni lakonisch und wies auf ein paar kleine Öffnungen in der Wand. „Trud wird das Essen bringen, Günther Kern“, fuhr er gleich darauf fort. „Erschrick nicht vor ihm — er ist so gutmütig und sanft wie ein kleines Kind. Und nun: „Gute Nacht.“

Er streckte die Hand zum Abschied aus. Etwas zögernd schlug Günther ein. Grosni hielt seine Hand fest. Gebannt blickte er auf den Ring — Iskras Ring. Er nickte sinnend, dann sah er Günther lange mit einem merkwürdigen Blicke an.

„Gute Nacht“, wiederholte er schließlich, ließ Günthers Hand los, drehte sich kurz um und verließ mit schwerem Schritt das Zimmer. Knarrend fiel die Tür hinter ihm zu.

Unwillkürlich tat Günther einen Schritt zur Tür. Sie hatte keine Klinke — war von innen nicht zu öffnen. Er war ein Gefangener.

Er begann seine Zelle zu untersuchen, aber er war schnell damit fertig. Die Wände waren harter Fels. Mit Ausnahme der Ventilationslöcher, aus denen die warme Luft kam und einigen ähnlichen Löchern an der Decke gab es keine Öffnungen. Die Nische enthielt eine Brause und ein an der Mauer angebrachtes Waschbecken aus weißem Porzellan mit Hähnen für heißes und kaltes Wasser. Auf einer gläsernen Platte standen funkelneue Toilettenartikel. Nichts war vergessen — von der Zahnbürste bis zur Rasierklinge.

Knarrend ging die Tür wieder auf. Neugierig blickte Günther hin und prallte erschrocken zurück. In der Türöffnung erschien eine riesige behaarte Gestalt. Im ersten Augenblick meinte Günther einen Gorilla zu sehen; aber es war ein Mensch.

Aber was für ein Mensch! Eine niedrige, zurückfliehende Stirn — kleine, dunkle Augen hinter dicht behaarten, wulstigen Augenbrauen — eine breite Nase — gewaltige Backenknochen — wulstige Lippen — schwarze, über die Schulter hängende Haare. Es war der Kopf eines Urmenschen, eines Neandertalers. Der Körper war behaart, wie der eines Affen — eine kurze

lederne Hose bildete sein einziges Kleidungsstück. Hände und Füße waren plump — aber die eines Menschen.

Schweigend begann der Neandertaler den Tisch zu decken. Er tat es sachgemäß und mit großem Geschick. Ein Kellner aus dem Hotel Adlon hätte es nicht besser machen können.

Kopfschüttelnd setzte Günther sich an den Tisch. Es war eine Mahlzeit, wie er sie lange nicht gegessen hatte und deren sich das beste Hotel nicht hätte zu schämen brauchen.

Schließlich löschte er das Licht und ging zu Bett. Vorsichtshalber hatte er die Streichhölzer in die Tasche seines Pyjamas gesteckt. Es war für den Fall, daß er nachts wach werden würde und — wie so oft in fremden Zimmern — den Lichtschalter nicht finden könnte. Bald verrieten seine ruhigen Atemzüge, daß er den Schlaf des Gerechten schlief.

Er erwachte von einem fürchterlichen Schrei. Erschrocken richtete er sich auf. Alles war still. Hatte er geträumt?

Da hörte er ihn wieder. Es war ein Schrei — so herzerreißend — so verzweifelt — wie von einem Menschen in Todesangst.

Günther sprang auf und rüttelte an der Tür — er hämmerte gegen die Tür — alles vergebens. Die schwere Tür gab nicht nach. Er war ein Gefangener.

Der Schrei erstarb. Wieder umgab ihn Grabesstille. Günther wartete einige Zeit, aber der Schrei wiederholte sich nicht.

Es blieb Günther nichts anderes übrig, als sich wieder ins Bett zu legen. Seine körperliche Müdigkeit als Folge der langen Tour ließ ihn sogar entgegen seiner Erwartung bald wieder einschlafen.

Aber diesmal war sein Schlaf unruhig. Die unerhörten Erlebnisse der letzten Tage lebten wieder auf in gräßlichen Träumen.

Mit einem Stöhnen wurde Günther zum zweiten Male wach. Wo war er doch? Er lag in einem behaglichen, warmen Bett . . . Er hatte einige Augenblicke nötig, um sich an alles zu erinnern. An seine Ankunft in Ljodokoll — an Grosni — an Trud — an die hypermoderne Klosterzelle.

Dann fiel ihm der entsetzliche Schrei ein. Hatte das zu seinem Traum gehört? Das war doch wirklich gewesen . . . Das Gefühl warmer Behaglichkeit, das er beim Aufwachen empfunden hatte, machte einer unbestimmten Angst Platz.

Wie schwer lastete doch die Bettdecke auf ihm! Er wollte sie zur Seite schieben — aber sie gab nicht nach. Er war bis zum Hals eingepackt — es war als ob er wieder in seinem Schlafsack stecke. Das war doch sonderbar. Er konnte sich erinnern, daß er die Decke nur lose über die Schulter gezogen hatte.

Er machte eine neue Anstrengung — vergebens. Es war, als wenn die Decke mit Riemen am Bett festgeschnallt wäre. Mit großer Mühe gelang es ihm schließlich, seine rechte Hand unter der Decke hervorzuarbeiten. Der Lichtschalter war gleich am Kopfende des Bettes neben der Wand — er konnte ihn vom Bett aus erreichen. Er tastete und suchte — aber überall griff er ins Leere.

Aber er hatte ja noch die Streichhölzer. Mit der linken Hand holte er die Streichholzschachtel aus dem Pyjama, mit großer Mühe zog er auch den linken

Arm unter der straff gespannten Decke hervor. Er stieß einen Seufzer der Erleichterung aus. So! nun wollte er sich die Sache mit der Decke einmal bei Licht betrachten.

Das erste Streichholz flammte auf. Ein Blick genügte: die Decke war tatsächlich mit breiten Gurten, die quer über das Bett liefen, an diesem festgeschnallt. Im nächsten Augenblick war das Streichholz erloschen. Aber diese Gurten waren nicht das einzige Sonderbare gewesen . . . es war irgend etwas verändert in der Zelle . . . was war es doch?

Günther zündete ein zweites Streichholz an und blickte um sich. Er erwartete die Wände der kleinen Zelle zu sehen, den Tisch, den Stuhl . . . aber er sah nichts. Nichts — absolut nichts. Hier mußte doch die Wand sein — das Bett hatte an der Felswand gestanden . . . Aber wohin er auch blickte, überall ein gähnender leerer Raum. Günther rieb sich die Augen. Das war doch Unsinn. Er war doch irgendwo. Es war eine Sinnestäuschung . . .

Er zündete ein drittes Streichholz an. Willig flackerte die kleine gelbe Flamme auf. Günther blickte rechts und links — nichts. Keine Wand — kein fester Körper warf die Lichtstrahlen zurück, überall ein unendlich groß erscheinender leerer Raum.

Noch brennend warf er das Streichholz aus dem Bett. Im selben Augenblick ergriff ihn ein panischer Schrecken. Das glühende Hölzchen war nicht auf den Fußboden gefallen, wie er erwartet hatte. Es verschwand in eine unendliche Tiefe. Tief unter sich sah er es noch einen Augenblick aufleuchten als einen glühend roten Punkt — dann erlosch es. Wieder umgab ihn Finsternis.

Das vierte Streichholz . . . Er hielt es ruhig, bis das Holz gut brannte — streckte dann den Arm aus dem Bett und sah nach unten. Er sah nichts — absolut nichts. Auch unter dem Bett schien nur der endlose leere Raum zu sein. Er ließ das brennende Streichholz los. Es fiel und fiel in eine unendliche Tiefe, bis es erlosch.

Das Bett befand sich tatsächlich mitten im leeren Raum. Wie es möglich war, konnte er nicht begreifen. Ein Gefühl des Schwindels ergriff Günther. Eine irrsinnige Angst, zu fallen — zu stürzen in die unendliche Tiefe wie das kleine brennende Holzstückchen.

Er horchte. War da nicht irgendwo aus dem unermeßlichen schwarzen Raum ein Geräusch gekommen? Er spannte seine Ohren an, er hielt den Atem an — aber alles war still, totenstill. Die Stille war so vollkommen, so beängstigend wie die Dunkelheit . . .

Auf einmal fühlte er die Nähe eines Menschen. Er sah nichts — er hörte nichts — er fühlte sie nur, wie durch einen sechsten Sinn. Es war ein unheimliches Gefühl. Es war, als ob dieser Mensch immer näherkäme. Jetzt war er bei ihm — um ihn — neben ihm . . .

Ein maßloses Grauen krampfte Günthers Herz zusammen — eine wahnsinnige Angst griff ihn an. Er wollte aufspringen — aber die Decke mit den breiten Gurten hielt seinen Körper wie in einer eisernen Klammer. Er stieß einen verzweifelten, gellenden Schrei aus . . .

Es war zuviel für sein überanstrengtes Nervensystem. Der sonst so kräftige Günther verlor das Bewußtsein.

Günther erwachte in einem großen, freundlichen Zimmer. Erstaunt sah er sich um — schlug die Decke zurück. Ein dämmeriges Halbdunkel umgab ihn, aber es war hell genug, um alles unterscheiden zu können.

Es war ein hohes, gotisches Zimmer. An zwei Seiten waren Spitzbogenfenster, die mit dunkelvioletten Vorhängen geschlossen waren. Durch den Spalt eines dieser Vorhänge drang ein schmaler Sonnenstrahl.

Mit einem Sprung war Günther aus dem Bett und schlug den Vorhang zurück. Helles Sonnenlicht flutete herein. Er zog die Vorhänge von allen Fenstern weg und sah hinaus. Er befand sich in einem Eckzimmer — einer Art Turmzimmer. Auf der einen Seite gaben die Fenster den Blick frei auf eine wundervolle Gletscherlandschaft, die im hellen Sonnenlicht blitzte und funkelte. Eisbedeckte, zerklüftete Felsengebirge — verschneite Täler — gewaltige Gletscher soweit das Auge reichte.

Aber dieses grausige nächtliche Erlebnis — war das nur ein Traum gewesen? Es konnte doch nicht sein . . . es war alles so wirklich gewesen. Da lag noch die Streichholzschachtel auf der Decke, die ihm wohl aus der Hand gefallen war. Und was waren das für sonderbare Haken an dem eisernen Bettgestell? Er hatte gestern nicht darauf geachtet; nun begriff er ihre Bedeutung. Hier waren die breiten Gurte festgemacht worden, mit denen man ihn an das Bett gebunden hatte.

Er sah eine Tür und öffnete sie. Sie führte in ein helles, modernes Badezimmer.

An der anderen Seite des Zimmers war eine zweite Tür. Er schritt auf sie zu — da wurde sie von außen geöffnet. Ein blonder Junge kam herein. Er trug ein kleines Tablett — der Geruch duftenden Kaffees verbreitete sich im Zimmer.

„Klaus!“ rief Günther so laut, daß der Junge vor Schreck beinahe das Tablett fallen ließ. „Klaus Strohmeyer!“

„Dat bin ick!“ lachte der Junge und setzte seine Last vorsichtig auf einen Tisch. „Hebt Se good slapen? Hier is 'n fein Tass Kaffee.“

„Klausewitz! Junge! Du lebst! Und was ist mit Thomas?“ Günther war so froh — er hätte dem Bengel um den Hals fallen können.

„Herr Wagner kommt gleich. Ich sollte erst mal kieken, ob Sie schon wach waren. Sie haben geschlafen wie ein . . . na, Sie wissen schon.“

„So rede doch, Junge! Wie kommt ihr hierher?“

„Immer sinnig met de jungen Peer! Nich allen tau gliker Tid!“ sagte Klaus etwas frech. Und dann, übertrieben höflich: „Zucker und Milch?“

Günther nickte ungeduldig.

„Diese Ipso . . . wie heißt das doch? — na, diese Kerle mit Schwimmhäuten haben uns hierhergebracht“, erzählte Klaus, während er den Kaffee einschenkte. „Wir dachten, sie wollten uns auffressen. Statt dessen bringen sie uns nach Schlaraffenland, Großartig ist es hier. Und piekfein! Und der Professor mit dem weißen Bart ist so freundlich — ein echter Schentelmänn!“

„Der Professor? Meinst du Grosni?“

„Ja — so heißt er wohl. Ein ganz großes Tier, weet Se. Und doch so leutselig. Er nennt mich immer Karlik. Herr Wagner sagt, das bedeutet Zwerg. Der Professor ist Russe, weet Se. Ich bin doch gar nicht so klein . . . aber freilich,

neben dem langen Professor . . .

„Und ist Elloida hier?“

Klaus blickte ihn erstaunt an. „Ello . . . was? Das weiß ich nicht. Es laufen so viele von diesen Kanakern rum — sie haben alle so komische Namen.“

„Nein, nein — kein Ipsoide — ein blondes Mädchen, das wie Elli aussieht.“

Klaus schüttelte den Kopf. „Blonde Mädels gibt es hier nicht — Gott sei Dank!“ erklärte er mit männlichem Stolz. „Meinen Vater habe ich auch noch nicht gefunden . . .“ Ein Schatten überzog sein Gesicht. „Aber ich finde ihn schon noch . . .“

„Wir wollen es hoffen, Junge —“ seufzte Günther.

„Ah — ich höre Herrn Wagner — ich bringe Ihnen gleich das Frühstück, Wollen Sie die Eier weich oder hart oder Spiegeleier . . . vielleicht mit Schinken?“

„Ganz egal, Junge“, rief Günther ungeduldig, denn in der Tür erschien der gläubige Thomas.

„Egal is 'n Murmannsbüx“, brummte Klaus beleidigt und zog sich zurück.

Wagner konnte sich kaum retten vor der Flut von Fragen, mit denen Günther ihn überschüttete.

„Nucleus, Nucleus, wie oft habe ich dir schon gesagt . . .“

„Ach, Quatsch, Mann — hier, setz dich erst einmal und schieß los. Was ist das für ein grünes Tal? Wie können Bäume am Nordpol wachsen? Was sind das für seltsame Wesen? Wer ist dieser Doktor Faust, den sie Grosni nennen?“

Der gläubige Thomas fuhr mit der Hand in seinen kurzen Bart. Er hatte ihn sich doch nicht abnehmen lassen.

„Das Dolinatal ist tatsächlich ein Naturwunder. Aber es läßt sich ganz natürlich erklären“, begann er auf seine bedächtige Art. „Die seltsamen Menschen sind Mutationen. Biologisch kolossal interessant, diese Häufung von anscheinend erblichen Abnormitäten. Du weißt doch, was Mutationen sind? Ich habe mir nun in diesem Sinne eine Theorie gebildet, um die Mutationen dieser Insel zu erklären. Es scheint hier viel Radium zu geben. Wahrscheinlich hat sich unter dem Einfluß radioaktiver Erdstrahlen ebenfalls das Keimplasma verändert — also die Gene und die Chromosomen . . . Ist das klar?“ Er sah Günther an, wie der Professor den Kandidaten.

„Dann müßten doch an jedem Fundort von Radium Mutationen auftreten — in Joachimstal — am Kongo — am großen Bärensee . . . überhaupt müßten Mutationen beim Menschen viel häufiger sein.“

„Dein Einwand ist richtig, Nucleus. Du machst Fortschritte.“ Wagner lächelte anerkennend. „Tatsächlich ist bisher nirgends ein derartiger Einfluß von Radiumvorkommen konstatiert worden. Es gibt auch noch andere Einwände. Ich bin mir der schwachen Punkte meiner Theorie wohl bewußt.“

„Hm. Und was ist mit dem Professor Grosni?“

„Ein seltsamer Mensch. Eine Leuchte der Wissenschaft! Er hat dieses Tal entdeckt und sich hier ein Laboratorium gebaut. Ich bewundere ihn täglich mehr. Vielleicht wird es mir einmal vergönnt sein, ihm bei seinen Arbeiten helfen zu dürfen.“

Günther blickte den Freund erstaunt, an. Der gläubige Thomas sprach so

andächtig, beinah salbungsvoll. Ein verzückter Blick war in seinen Augen.

„Und Elli?“ fragte Günther trocken.

Wagners Gesicht überzog ein Schatten. „Ich fürchte leider, Nucleus, das wir uns in meiner Schwester getäuscht haben“, erwiderte er mit einem Seufzer. „Es tut mir leid um dich — aber sie scheint dich tatsächlich mit jenem Ospil betrogen zu haben.“

Er erwartete wohl einen leidenschaftlichen Ausbruch des Freundes, aber Günther zuckte nur die Schultern.

„Hast du den Professor nach Peter Born gefragt, Thomas?“

„Ja. Peter Born war vor zwanzig Jahren hier.“

„Also doch. Hast du gesagt, daß Peter Born dein Onkel ist?“

Wagner schüttelte den Kopf. „Es schien mir besser, das zu verschweigen, rede auch du nicht darüber. Der Professor haßt Peter Born. Er deutete an, daß dieser ihn betrogen und bestohlen habe und dann geflohen sei. Eine peinliche Sache.“

Nachdenklich sah Günther den Freund an. Peter Born ein Dieb und Betrüger? Er konnte es nicht glauben. Wagner war in solchen Dingen so leichtgläubig.

„Thomas —“ sagte er nach einer Weile. „Ich glaube, du siehst alles viel zu einfach. Peter Born muß Fürchterliches erlebt haben. Denkst du noch an seine Ausrufe in der Todesbay? Weißt du, was ich heute nacht erlebt habe?“

In kurzen Worten schilderte er sein furchtbares Erlebnis. Wagner hörte ihn aufmerksam an.

„Ein Traum — weiter nichts —“ sagte er dann. „Du mußt das nicht tragisch nehmen. Wahrscheinlich hast du gestern abend deinen Magen überladen.“

„Nein, nein, Thomas — das war kein Traum. Dieses seltsame Schloß im Eis birgt ein Geheimnis. Was sag ich? Es wimmelt von Geheimnissen.“

„Du bist und bleibst ein Phantast. Glaube mir — ich mit meinem wissenschaftlich geschulten Gehirn . . .“ Er brach ab, er wollte den Freund nicht kränken.

Günther schüttelte nur den Kopf. Klaus' Erscheinen, der das Frühstück brachte, machte dem Gespräch ein Ende. Wagner stand auf,

„Iß erst mal tüchtig und zieh dich dann an. Ich werde dir Platjinka mit Kleidern schicken. Der Professor hat mich gebeten, aus seinen Vorräten etwas Passendes für dich herauszusuchen. Auf Wiedersehen, alter Junge.“

Erst als Wagner gegangen war, dachte Günther an den Ring — Iskras Ring. Das war ja der Beweis, daß es kein Fiebertraum gewesen war, daß Elloida Wirklichkeit war, rätselhafte, berauschende Wirklichkeit. Vor dem Ring würde selbst Thomas Wagner mit seinem Zweifel kapitulieren müssen.

Die Tage in Ljodokoll in dem schönen Polsommer vergingen wie im Traum. Günther hatte es verlernt zu fragen — er ließ sich treiben. Er nahm all das Wunderbare und Seltsame bald als selbstverständlich hin. Es war nun einmal so — er war im Märchenland.

Günther hatte eines Morgens mit Klaus in dem blauen Wasser des Beriosafjords geschwommen und sich gerade wieder angezogen, als Klaus plötzlich rief:

„'n Schipp, 'n Schipp!“

Günther blickte erstaunt auf. Bisher hatten sie nur die Fischerboote der Ipsoiden und kleine Ruderboote, die den Kajaks der Eskimos ähnelten, im Beriosafjord gesehen.

Hinter dem steil abfallenden Tarjelkagebirge, das im Südosten die Einfahrt in den breiten Fjord begrenzte und ihm das Ansehen eines Binnensees gab, erschien ein großes Schiff. Ein eigenartiges Schiff — ohne Masten und Schornsteine.

„Das ist doch das Ipsoidenschiff aus dem Duijvelsfjord!“ rief Günther.

Das seltsame Schiff fuhr mit voller Kraft durch das tiefe Wasser des Fjords.

„Sie wollen Erz holen —“ meinte Klaus.

Günther schüttelte den Kopf. „Die Erzschiffe legen nur im Gawanfjord an — auf der Westseite der Insel. Daß dies Schiff in den Beriosafjord einfährt, muß einen besonderen Grund haben.“

Mit unglaublicher Schnelligkeit hatte das Ipsoidenschiff sich an die Kaimauer heranmanövriert. Das Schiff wurde festgemacht — das Fallreep heruntergelassen — die ersten Leute vom Schiff gingen an Land.

Auf einmal bemächtigte sich der Menge eine ungeheure Aufregung. Alle schrien und gestikulierten durcheinander. Aber ein Ruf hob sich immer deutlicher aus dem allgemeinen Geschrei heraus. „Iskra! Iskra!“ erklang es. Bald bildete die Menge einen einzigen Sprechchor. „Is-kra — Is-kra“, brüllten sie rhythmisch.

Günthers Herz begann stürmisch zu klopfen. War Elloida an Bord?

„Komm —“ rief er aufgeregt und lief am Ufer entlang, dem Landungsplatz zu.

„Sie bringen einen Gefangenen — gefesselt!“ rief Klaus.

Gebannt starrte Günther auf das Fallreep. Eine unbestimmte Angst ergriff ihn. War es Elloida? Hatte man das Mädchen gefesselt?

„Dat is doch de Käppen von de ‚Dreizehn‘!“ rief Klaus.

„Ospil!“ entfuhr es Günther beinahe gleichzeitig.

Es war Ospil. Seine hünenhafte Gestalt überragte die Ipsoiden um Haupteslänge. Die Arme waren ihm mit Riemen an den Leib gebunden — mit Püffen und Fußtritten trieben ihn die Seeleute vorwärts.

Mit einem wilden Wutgeheul warfen sich die Ipsoiden auf ihn.

Was nun kam, spielte sich in einem rasenden Tempo ab. Im Nu hatte die Menge den gefesselten Ospil den ihn begleitenden Seeleuten entrissen — Schläge regneten von allen Seiten auf ihn nieder.

Da übertönte plötzlich eine donnernde Stimme das Geschrei der Ipsoiden — es war die gewaltige Stimme Grosnis. Günther riß die Augen auf — er rief Grosni an — aber es war nicht nötig. Grosni hatte bereits gesehen, was hier vorging. Sein Gesicht war von Wut verzerrt — er brüllte wie ein rasender Ajax. An der Hand trug er als einzige Waffe eine Peitsche. Wuchtig sausten seine Peitschenhiebe auf Ospils Bedränger nieder.

Kurze Befehle erklangen aus seinem Munde. Ospil wurde losgebunden — seine Fesseln durchschnitten.

Vom Hafen zum Schloß führte eine Schmalspurbahn, die zum Transport von

Gütern gebraucht wurde. Sie endete am Fuß des Berges in einer in den Fels gehauenen Halle, von der aus zwei Aufzüge — ein kleiner Personen- und ein großer Güteraufzug — nach oben ins Schloß führten. Grosni war mit einer Motorlore auf dieser Kleinbahn gekommen. Das erklärte seine schnelle Ankunft nach Klaus' Alarmsignal. Auf demselben Weg kehrte die kleine Gesellschaft mit Ospil nach Ljodokol zurück. Es wurde kein Wort gesprochen.

Ospil sah erbittert und trotzig vor sich hin. Nur einmal blickte er verwundert auf, als die Motorlore einen Birkenhain verließ und sich plötzlich die volle Aussicht auf das majestätische Felsenschloß darbot. Ospil fuhr sich mit der Hand über die Augen, als wolle er ein Traumbild verscheuchen.

Erst im Aufzug redete Günther den Gefangenen an.

„Ospil —“, sagte er. „Wo kommen Sie her? Wo hat man Sie gefangen?“

„Die Schufte haben meine ‚Dreizehn‘ gekapert“, murmelte Ospil mürrisch. „Auf hoher See . . .“

„Die ‚Dreizehn‘ gekapert? Und wo ist Elli?“

Ospil zuckte trotzig die Schultern und schwieg.

„Wo haben Sie Elli gelassen? Antworten Sie doch“, wiederholte Günther ungeduldig.

Endlich bequeme sich der Norweger zu einer Antwort. „Elli ist in Sicherheit“, sagte er kurz. Es war alles, was Günther aus ihm herausbringen konnte.

Alle außer Klaus, der in der Richtung der Küche verschwand, folgten Grosni in sein Arbeitszimmer.

„Ospil —“, sagte Günther, „ich habe Ihnen die Sache mit Elli verziehen. Wenn Elli Sie wirklich liebt, muß ich selbstverständlich zurücktreten. Aber wie konnten Sie Ihre Kameraden im Eise zurücklassen? Was hat Ihnen Wagner getan und der kleine Klaus?“

Ospil wendete sich langsam um. Er verschränkte die Arme über der Brust und seine harten Augen blickten Günther feindselig an.

„Bah —“, sagte er dann verächtlich. „Ihr elenden Kriecher, als ob es auf euch ankäme! Für eine Stunde mit Elli lasse ich hundert von eurer Sorte verrecken.“

Grosni wandte sich an den Gefangenen.

„Ospil?“ fragte er den Norweger verwundert. „Warum nennt man dich Ospil?“

„Weil ich so heiße —“, antwortete Ospil. „Mein Name ist Ospil Ulafson.“

„Du bist Norweger, Ospil Ulafson?“

„Ja. Finnmärker.“

„Ospil . . .“, murmelte Grosni versonnen. „Ich wußte nicht, daß es diesen Namen in Norwegen gab . . .“ Er sah Ospil lange und nachdenklich an.

Von irgendwoher aus dem Tal drang ein unbestimmtes Geräusch. Günther sah zum Fenster und strengte seine Ohren an. Was war das doch? Das Geräusch wurde stärker — es klang wie das Gemurmel einer großen Volksmenge. Bald konnte man auch einzelne Rufe unterscheiden — das rhythmische Is-kra, Is-kra, das im Sprechchor gerufen wurde und das wilde Hoi-ja-ho!

Auf einmal wurde es auch im Schloß lebendig. Man hörte laute Stimmen vor

der Tür. Dann wurden diese plötzlich aufgerissen — eine Anzahl Ipsoiden mit dem gewaltigen Trud an der Spitze drängte ins Zimmer.

Wütend fuhr Grosni sie an. Aber seine mächtige Stimme machte jetzt weniger Eindruck als soeben am Beriosafjord. Die Männer standen schweigend — zwar ehrerbietig, aber mit unbeugsamer Entschlossenheit auf ihren Gesichtern.

„Das Volk verlangt die Auslieferung dieses Mannes“, sagte ein Ipsoide. „Er hat Iskra entführt.“

„Sind denn plötzlich alle verrückt geworden?“ polterte Grosni. „Iskra entführt? Was ist das für ein Unsinn?“

Blitzartig erfaßte Günther die Lage.

„Er hat Wagners Schwester Elli entführt“, rief er. „Sie sieht Iskra ähnlich — schon im Duijvelsfjord scheinen die Ipsoiden sie für Iskra gehalten zu haben.“

Grosni blickte erstaunt von Günther zu Ospil.

„Wo hast du die Frau?“ herrschte er Ospil an.

Ospil hatte noch immer die Arme verschränkt. Er gab keine Antwort.

„Antworte, Ospil Ulafson!“ befahl Grosni.

Ospil preßte trotzig die Lippen aufeinander. Grosni sah ihn eine Zeitlang verwundert an. Er war nicht gewohnt, daß man seinen Befehlen trotzte.

Von draußen her erklang wieder das eintönige Is-kra — Is-kra — jetzt schon viel lauter. Die Menge wuchs immer mehr.

In der Tür erschien Elloida. Sie trug einen kurzen Rock und einen weißen Russenkittel. Bei Günthers Anblick kam ein Leuchten in die großen Augen.

Die Ipsoiden fielen auf die Knie nieder — sie erhoben die Hände, wie zum Gebet. „Iskra . . .“ stammelten sie andächtig.

Trud warf sich Elloida zu Füßen und küßte demütig den Saum ihres Kleides. Große Tränen sprangen aus seinen kleinen schwarzen Augen.

„Was bedeutet das, Väterchen?“ fragte Elloida den Professor auf russisch.

„Das Volk will nicht glauben, daß du lebst, Lástotschka“, antwortete Grosni in derselben Sprache. „Sie bilden sich ein, dieser Mann habe dich geraubt . . .“ Er machte eine Bewegung nach Ospil, der sich mühsam aufrichtete. „Es ist besser, wenn du dich dem Volke zeigst.“

Elloida trat an die Brüstung des Balkons und blickte ins Tal.

Sie hob die Hand wie zum Gruße. Dann kehrte sie langsam in das Zimmer zurück.

„Geht jetzt —“, sagte Grosni zu den Ipsoiden.

Er machte eine gebietende Handbewegung. Trud und die drei Ipsoiden verließen das Zimmer, nachdem sie sich noch ein paarmal mit über der Brust gekreuzten Armen ehrerbietig vor Grosni und Elloida verneigt hatten.

Grosni, Elloida, Günther und Ospil blieben allein im Zimmer. Der Norweger stand wie aus Stein gemeißelt. Mit ungläubig aufgerissenen Augen blickte er Elloida an.

„Elli . . .“ stammelte er verwirrt. „Du scheinst einer Frau ähnlich zu sehen, die Elli heißt, Prawda —“ erklärte Grosni ruhig.

„Elli ist Wagners Schwester“, warf Günther ein, der zwar nicht die Worte, aber den Sinn verstanden hatte. „Ospil hat sie entführt — er will nicht sagen,

wo er sie versteckt hat.”

„Ospil?” murmelte Elloida. „Wie sonderbar!”

Dann sah sie Günther mit einem Blick großer Zärtlichkeit an.

„Wie gut, daß du gerettet bist, Orjol”, sagte sie und streckte ihm beide Hände entgegen. Sie sprach jetzt deutsch.

„Ich war im Bergwerk, Elloida — dein Ring hat mich gerettet”, sagte er dann langsam.

„Diese Frau — Elli — du hast sie gern?” sagte Elloida und blickte Günther forschend an. Etwas Angst war in ihrem Blick.

Günther schüttelte den Kopf. „Sie war meine Verlobte. Aber sie hat mich mit jenem Ospil betrogen . . . Er soll mit ihr glücklich werden . . .” fügte er verächtlich hinzu.

In Ospils wetterhartem Gesicht zuckte es.

Elloida sah Günther lange in die Augen, dann lächelte sie. „Du sprichst die Wahrheit, Orjol!”

Die Tür, die zu den Laboratorien führte, ging auf. Wagner kam herein in einem weißen Arbeitsmantel, ein Reagenzglas in der Hand.

„Herr Professor —” rief er und stockte. Er sah sich erstaunt um „Ospil . . . Elli!” Er tat einen Schritt auf Elloida zu und hielt verwirrt inne.

„Mein Assistent Thomas Wagner”, sagte Grosni förmlich. „Meine Tochter Prawda.”

Elloida sah den gläubigen Thomas neugierig an, dann gab sie ihm freundlich die Hand.

„Ich scheine Ihrer Schwester Elli ähnlich zu sein? Wollen Sie, daß wir Elli holen lassen?”

Wagner nickte verwirrt. Verlegen blickte er auf Ospil. Man sah ihm an, daß er die Vorgänge nicht begriff.

Elloida trat ganz nahe an Ospil heran. Schweigend musterte sie ihn eine Zeitlang. Dann sagte sie ruhig, aber mit verhaltener Entschlossenheit:

„Wo haben Sie die versteckte Frau, Ospil? Ich will sie holen lassen.”

Was den Drohungen Grosnis nicht gelungen war, vermochte Elloida mit einem Wort.

Ospil zuckte mißmutig die breiten Schultern.

„In Hammerfest . . .”, murmelte er mürrisch.

Klaus Strohmeier war der Liebling Elloidas geworden, wie er der Liebling Ellis gewesen war. Auch der sonst so unnahbare Professor hatte den frischen Jungen gern — Klaus durfte sich alles bei ihm erlauben.

„Du bist ein Königssohn, Karlik”, sagte Grosni einmal mit rätselhaftem Lächeln, „du weißt es bloß nicht . . .”

Klaus, der geborene Hundeführer, wie Ospil ihn genannt hatte, hatte auch die Sorge für Elloidas weiße Glockenhunde übernommen. Die „Überhunde” nannte er sie lachend.

„Haben Sie mal was von Übermenschen gehört, Herr Kern, und von dem Zaren Thustra?”

„Ein Zar Thustra? Ach — du meinst wohl Zarathustra? Ich lehre euch den

Übermenschen! Wie kömmst du darauf, Junge?”

„Ja — so heißt es. Ich lehre euch den Übermenschen. Also sprach Zar Thustra. Das steht an der Tür eines komischen Gewölbes im Keller. Ich habe es entdeckt, als ich nach dem Apfelkeller suchte. Aber es waren keine Äpfel drin. Ganz komisch, weet Se — und ganz rund. Wie ein riesiges Ei!”

„Was? Die Äpfel?”

„Nee — das Gewölbe. Wo das von den Übermenschen drauf steht und das von dem Zaren.”

Günthers Interesse war erregt.

„Kannst du mir das Gewölbe zeigen, Klausewitz?”

Der Junge sah sich scheu um. „Ja — aber es darf niemand sehen. Der Professor will nicht, daß jemand in die Keller geht. Er hat wohl Angst wegen den Äpfeln. . .”

„Wegen der Äpfel.”

„Kommen Sie mit, die Luft ist rein. Ich habe meinen eigenen Weg.” Er stand auf und trieb seine vierfüßigen Freunde in den Kennel. Es war erstaunlich, wie die großen Hunde ihm gehorchten. „So — jetzt kann die Reise losgehn.”

Klaus führte Günther durch alle möglichen Gänge und Treppen. Sie kamen an den Verwaltungsräumen vorbei, den Werkstätten, der Kraftzentrale. Der Junge wies auf eine große, eisenbeschlagene Tür, auf der das Zeichen der Ellipse stand.

„Das ist der Haupteingang zum Keller. Aber der ist immer verschlossen.”

Sie liefen weiter. In einer Nische, hinter einem gewaltigen Pfeiler, befand sich dicht über dem Boden ein kleines Fenster aus buntem in Blei gefaßtem Glas.

„Passen Sie mal auf!” sagte Klaus, nachdem er sich nochmals umgesehen hatte.

Er bückte sich und hantierte einige Zeit an dem Fenster. Auf einmal gab es nach — eine dunkle Öffnung zeigte sich. Im nächsten Augenblick war Klaus durch die Öffnung gekrochen.

„Hierher —”, flüsterte er, „schnell!”

Günthers Neugierde erstickte alle Hemmungen. Er ließ sich ebenfalls durch das Fenster nach unten gleiten.

„Hier können Sie die Füße aufsetzen — hier — halten Sie sich an dem Vorsprung fest — so — ich schließe das Fenster . . . So. Jetzt müssen Sie springen — es ist nicht tief.”

Er sprang nach unten, Günther folgte. Sie standen in einem schwach erleuchteten Gang. Günther sah sich um. Dieser Kreuzgang sah genauso aus wie der, in dem er zuerst von Grosni empfangen worden war — in dem sich die Zellen befanden — in dem er den erschütternden Schrei gehört hatte. Aber war es derselbe?

Der ortskundige Klaus führte ihn durch ein ganzes Labyrinth ähnlicher Gänge, die sich unter dem ganzen Schloß hinzuziehen schienen, überall waren verschlossene Türen. Sie kamen an Wendeltreppen vorbei, die zu den noch tiefer gelegenen Kellerabteilungen führten.

„Da unten ist nichts zu holen”, meinte Klaus verächtlich, der auch diesen Teil Ljodokols erforscht hatte. „Alles Eisentüren, weet Se — und immer

verschlossen.”

Ein paar breite Stufen am Ende eines Kreuzganges führten in ein größeres Gewölbe. Es war ebenfalls nur spärlich erleuchtet durch elektrische Kerzen, die in eisernen Haltern an den Pfeilern angebracht waren. Es sah aus wie eine kleine unterirdische Kapelle.

„Von hier führt ein Aufzug ins Laboratorium“, wußte Klaus zu berichten. „Aber dazu hat nur der Professor den Schlüssel.“

Die ihnen gegenüberliegende Seite des Gewölbes war aus glatten Granitblöcken und enthielt zwei Bronzetüren in größerem Abstand voneinander. Auf der Wand zwischen beiden Türen war das Symbol der Ellipse mit der sie überschneidenden Hyperbel riesengroß in den Stein gemeißelt. In der Ellipse war in leuchtendem Rot der gezackte Pfeil, das Zeichen Iskras. Links und rechts von diesem Symbol waren zwei imposante bronzene Becken auf vorspringenden Sockeln aufgestellt; aus denen rötliche Flammen aufzüngelten, über der Ellipse stand halbkreisförmig in Riesenbuchstaben gemeißelt:

„Ich lehre euch den Übermenschen.“

Unter dem Oval in etwas kleineren Buchstaben:

„Also sprach Zarathustra.“

Darunter, genau in der Mitte zwischen den züngelnden Flammen, war ein rechteckiger Block aus schwarzem Erz, auf dem ein Gefäß aus Bronze stand. Es sah aus wie eine Urne. Sie trug eine Inschrift in russischen Buchstaben. Das ganze machte einen feierlichen, weihvollen Eindruck.

„Beide Türen führen in den Zeppelin“, erklärte Klaus, auf dessen gesunden Wirklichkeitssinn das Weihevollte dieses Ortes keinen Eindruck machte. Er probierte erst die eine Tür, dann die andere.

„Oh weh — heute sind sie beide verschlossen. Da kannst du nix machen.“

In tiefen Gedanken versunken betrachtete Günther die Inschrift. Klaus zupfte ihn am Ärmel.

„Ich höre etwas —“, flüsterte er. „Wir müssen weg. Der Professor haut mir den Hintern voll, wenn er mich hier findet . . .“

Noch am selben Tag fragte Günther Elloida nach dem Gewölbe. In die glatte Stirn des Mädchens kam eine nachdenkliche Falte.

„Ich kenne es gut. Als Kind habe ich oft dort gespielt. Der Übermensch und der Zarathustra war das erste Deutsch, das ich lernte. Väterchen ist ein großer Bewunderer der deutschen Philosophie. Er liebt Nietzsche und Schopenhauer und Oswald Spengler über alles.“

„Aber was bedeutet dieses Gewölbe?“

„Väterchen experimentiert darin. Er spricht nie darüber. Aber ich will es dir zeigen. Vielleicht begreifst du es — du bist ja so klug . . .“

„Ich habe den Schlüssel zum Gewölbe, Orjol“, verkündete Elloida einige Tage später. „Väterchen hat ihn liegen lassen — er ist die letzten Tage so zerstreut . . .“

Sie wurde plötzlich sehr nachdenklich.

„Ich begreife überhaupt nicht, was Väterchen hat . . . Er ist so verändert —“

auch zu mir. Er ist gar nicht mehr lieb . . .”

Günther wußte es — oder glaubte es wenigstens zu wissen. Aber es war besser, Elloida nichts davon zu sagen, solange er keine Gewißheit hatte. Was wußte Elloida überhaupt von ihrer Mutter? Sie hatte ihm einmal erzählt, daß die Mutter schon kurze Zeit nach ihrer Geburt gestorben sei . . .

„Sag mal, Oida — hieß deine Mutter mit ihrem Mädchennamen Helen Eriksen?”

Das Mädchen sah ihn an. „Ja —” sagte sie endlich langsam. „An was denkst du doch, Günther? Ich werde nicht klug aus deinen Gedanken. Sie sind so verwirrt . . . Meine Mutter war Norwegerin. Sie war eine schöne Frau. Väterchen hat ein großes Bild von ihr in seinem Schlafzimmer — aber er hat neulich ein schwarzes Tuch davor gehängt — ich weiß nicht, warum.”

Wieder sah sie ihn aufmerksam an. „Jetzt weiß ich, was du denkst! Du denkst, daß Väterchen böse ist auf meine Mutter . . . und du denkst an einen Peter Born . . . Wer ist das?”

Günther schüttelte den Kopf. Er bemühte sich, in Elloidas Gegenwart nicht mehr an die Geschichte zu denken. Bei ihrer erstaunlichen Gabe des Gedankenlesens war es zu gefährlich.

„Wollen wir in das Gewölbe gehen, Oida?”

„Ja. Komm. Väterchen ist mit Herrn Wagner im Laboratorium und Kapitän Ulafson läuft mit Elli Ski.”

„Oh — mit Elli?”

Elloida lachte. „Er hat mich dazu eingeladen, aber ich habe ihm Elli geschickt. Ich habe Elli genauso einen weißen Pelz machen lassen, wie ich ihn trage. Sie sieht ganz allerliebste darin aus. Die arme Elli . . . sie liebt ihren Ospil so — aber er ist gar nicht freundlich zu ihr.”

„Gestattet denn dein Vater, daß Elli ausgeht? Ich denke, er will nicht, daß die Ipsoiden Elli sehen — weil sie dir so ähnlich sieht.”

„Ja — er hat immer Angst, daß wir verwechselt werden. Er hat sogar die Diener zum strengsten Stillschweigen über Elli verpflichtet. Aber sie darf schon hinaus — nur muß sie dann einen Schleier tragen.”

Sie schritten durch die endlosen Galerien.

Sie betraten die Kellerräume durch den Haupteingang, den Elloida sofort wieder hinter ihnen verschloß. Das Mädchen wußte gut Bescheid in dem Gewirr von Kreuzgängen. Bald standen sie in dem kapellenartigen Raum.

Elloida lief schweigend zu der Urne, kniete nieder und verharrte einige Augenblicke in stiller Andacht. Dann stand sie auf und blickte Günther ernst an.

„Mutters Grab”, sagte sie einfach.

„Was bedeutet die Inschrift auf der Urne?” fragte Günther nach einer kleinen Pause.

Elloidas Augen leuchteten seltsam. „Siehe — ich bin bei dir alle Tage . . .”, sagte sie leise.

Sie schloß eine der Bronzetüren auf, die in das geheime Gewölbe führten. In gespannter Erwartung trat Günther näher.

„Vorsicht!” rief Elloida. „Fall nicht!”

Die Warnung war notwendig, denn unmittelbar hinter der Tür gähnte ein Abgrund. Erstaunt blickte Günther nach oben und unten — nach links und rechts. Das Gewölbe war nur durch eine kleine, in der Wand angebrachte Lampe spärlich erleuchtet. Es hatte tatsächlich die Form eines riesigen Eies oder Zeppelins — oder, wie er nun wohl sagen mußte, eines Rotationsellipsoides. Die Wände waren metallisch glänzend und spiegelnd, wodurch der an sich schon sehr große Raum noch größer erschien.

Die beiden Türen waren in halber Höhe symmetrisch angebracht. Von jeder führte eine schmale Brücke nach einem Punkt in der Mitte. Bei jedem dieser beiden Punkte befand sich eine kleine Bühne, die durch eine turmartige Eisenkonstruktion von unten aus gestützt wurde. Beide kleine Bühnen waren wieder durch eine ähnliche schmale Brücke in der Längsachse des Raumes verbunden.

Günther versuchte, sich auf Grund von Wagners Erklärungen die mathematischen Verhältnisse klarzumachen. Diese beiden kleinen Bühnen gegenüber den Türen waren ohne Zweifel genau in den Brennpunkten des Ellipsoids angebracht. Der Verbindungssteg war die große Achse.

Vorsichtig lief er über die Brücke nach der zunächstliegenden Bühne. Elloida schloß die Bronzetür und folgte ihm. Die Bühne war nur schmal. Am Boden waren Schienen, die auch über die Brücke zur Tür führten.

Schienen? Für ein Fahrzeug? Günther stutzte. Das eiserne Bett, in dem er die erste Nacht in Ljodokoll geschlafen hatte, hatte doch Räder gehabt? Er schätzte die Spurweite — ja, das war ohne Zweifel die Breite des Bettes. Hatte man damals sein Bett auf diese Bühne gefahren? Das konnte die Erklärung sein für das merkwürdige nächtliche Erlebnis. Für das Gefühl, daß er mitten in einem leeren Raum geschwebt hatte — daß sich um ihn ein Abgrund befand. Aber warum? Was hatte man mit ihm vorgehabt?

Günther blickte hinüber zu der zweiten Bühne im anderen Brennpunkt. In dem Halbdunkel des Raumes glänzten undeutlich allerhand Apparate, Lampen — Drähte. Elloida lachte. „Es ist hier furchtbar spaßig“, sagte sie. „Jedes Geräusch, das man dort macht —“ sie wies nach dem anderen Brennpunkt — „hört man hier an diesem Punkte ganz laut. Auch wenn es noch so leise ist. Paß mal auf!“

Sie lief schnell und ohne jedes Schwindelgefühl über die schmale Verbindungsbrücke zu der zweiten Bühne. Kurz davor blieb sie stehen, drehte sich um und rief: „Kannst du mich verstehen?“

„Nur schlecht —“, rief Günther zurück.

Elloida lachte und lief weiter. Jetzt stand sie auf der zweiten Bühne. „Kannst du mich jetzt verstehen?“ sagte sie. Sie sagte es ruhig, ohne ihre Stimme zu erheben — aber die Worte klangen jetzt donnernd laut in Günthers Ohren.

„Ja — ganz laut!“ rief er.

„Oh — nicht so laut, Orjol!“ hörte er Elloidas Stimme. „Du zersprengst mir das Trommelfell. Du darfst nur ganz leise sprechen.“

„Das ist ja wunderbar, Oida . . .“ flüsterte Günther gehorsam.

„Ich weiß noch mehr“, hörte er Elloidas Stimme donnern. „Paß auf. Du kannst mein Herz klopfen hören, wenn du ganz still bist.“

Sie stellte sich an einen bestimmten Punkt ihrer Bühne. Günther hörte laut und vernehmlich das Klopfen ihres Herzens — das Rauschen des Blutes in ihren Adern.

Günther schauderte. Das war ja dasselbe, was er in jener grausigen Nacht gehört hatte . . . Damals hatte wohl auch ein Mensch dort gestanden. War es Grosni gewesen?

„Hast du es gehört?“ fragte Elloida.

„Ja — ganz deutlich.“

„Nun sollst du meine Gedanken hören . . .“ flüsterte das Mädchen.

„Das kann ich doch nicht . . .“

„Doch. Hier kannst du es. Alles wird hier so verstärkt, daß jeder des anderen Gedanken hören kann. Väterchen benutzt darum diesen Ort für Verhöre. Er merkt sofort, wenn einer lügen will . . . Aber wir müssen ganz genau an einem bestimmten Punkt sein und mäuschenstill. Du mußt den Kopf langsam hin und her bewegen, bis du den richtigen Punkt gefunden hast. Es ist nicht ganz leicht.“

Günther, probierte es. Aber es blieb totenstill.

„Ja —?“ fragte Elloida.

„Nein.“

„Wir wollen es noch mal probieren. Du warst wohl nicht genau in der Mitte. Geh etwas nach der Tür zu und knie nieder . . .“

Sie wiederholten den Versuch. Aber wiederum blieb alles still. Schon wollte Günther es aufgeben, da hörte er plötzlich etwas, das ihn erregt aufspringen ließ.

„Oida!“ rief er. „Ist es wahr?“

Sie kam über die schmale Brücke zu ihm gelaufen. Im nächsten Augenblick hatte er sie in seine Arme geschlossen und bedeckte ihr glühendes Gesicht mit leidenschaftlichen Küssen . . .

Sie saßen am Rand der kleinen eisernen Bühne in jenem sonderbaren Raum. Sie hielten sich eng umschlungen — sie hatten sich so unendlich viel zu erzählen . . .

Von der zweiten Tür gegenüber erklang ein Geräusch — ein Schlüssel wurde umgedreht — die Tür ging auf.

„Hier ist die Brücke der einen Bühne —“, hörten sie Grosnis tiefe Stimme. „Komm herein, Thomas Wagner — ich will dir alles erklären . . .“

Erschrocken sprang Elloida auf. „Komm —“, flüsterte sie, „sie dürfen uns nicht finden.“

Sie lief über die schmale Brücke und öffnete vorsichtig die Bronzetür, gerade als Grosni und Wagner durch die zweite Tür die Brücke betraten. Sie machte eine Bewegung zu Günther, er solle ihr folgen und war im nächsten Augenblick verschwunden.

Aber Günther blieb wie angewurzelt sitzen. „Ich will dir alles erklären“, hatte Grosni gesagt. Der Augenblick war gekommen, in dem das Rätsel des Ellipsoids gelöst werden sollte . . . Unbeweglich wartete er. Bei dem Halbdunkel des Raumes würden sie ihn kaum sehen, wenn er vermied, eine Bewegung zu machen.

Grosni und Wagner standen jetzt auf der zweiten Bühne und ihre ungedämpften Stimmen dröhnten wie Paukenschläge in Günthers Ohren. Es war noch ein Glück, daß er am Rande der Bühne saß und nicht in der Mitte. Dort wäre der Lärm wohl unerträglich gewesen.

„Ich hatte schon früher gefunden —“, erklärte Professor Grosni sachlich seinem Assistenten, „daß jedes Gen in den Chromosomen nur durch Strahlen einer ganz bestimmten Wellenlänge verändert wird.“

„Ich habe das lange vermutet“, erwiderte Wagner. „Aber ich konnte es nie beweisen.“

„Dir fehlten eben die Hilfsmittel. Ich baute mir Strahlenapparate, durch die ich Strahlen jeder beliebigen Wellenlänge aus dem Ultraviolett und selbst aus den Röntgenstrahlen und den Gammastrahlen des Radiums herausziehen konnte. Hierdurch wurde dem systemlosen Bombardieren der Geschlechtszellen mit einem Strahlengemisch — so wie du es bei den Taufliegen gemacht hast — ein Ende gemacht. Es war nicht mehr nötig, hunderte Organismen sinnlos zu opfern in der Hoffnung, durch einige Zufallstreffer wirkliche Mutationen zu erhalten. Es wurde möglich, die Experimente auf höhere Organismen als die Drossophilen auszudehnen. Jeder Versuch lieferte mir eine Mutation — nur wenige meiner Versuchstiere gingen dabei ein. Ich lernte die Technik immer mehr beherrschen — ich brauchte nur die richtige Wellenlänge zu finden, um eine ganz bestimmte Erbanlage zu verändern.“

„Wundervoll, Meister“, sagte Wagner verzückt.

„Und da dehntet Ihr Eure Experimente auf Menschen aus?“

„Ja — das war von Anfang an mein Ziel. Ich wollte den Menschen auf dem Umwege über die Mutationen veredeln — ich wollte ganz neue Menschen schaffen — Übermenschen . . .“

„Es ist Euch gelungen, Meister“, sagte Wagner ehrfürchtig.

„In gewissem Sinne — ja. Aber es war nicht leicht. Meine Strahlenquellen waren für große Organismen zu schwach. Es ging zuviel Energie verloren, ehe die Strahlen zu den Genen in den Keimzellen durchdringen konnten. Da kam ich auf den Gedanken mit dem Ellipsoid. Ich fand eine neue Metallegierung — das rötlich-weiße, elastische Metall, das auch für die Ultraglocken verwendet wird. Wenn man dieses Metall poliert, wirft es Strahlen in einer beinahe totalen Reflexion zurück. Hiermit kleidete ich das Ellipsoid aus. Du kennst ja die merkwürdigen Eigenschaften desselben, Thomas Wagner. Alle Strahlen, die von dem einen Brennpunkt ausgehen, vereinigen sich nach Reflexion an der Wandlung des Ellipsoids in dem anderen Brennpunkt. Wenn der Strahlenapparat in dem Brennpunkt steht und die zu bestrahlenden Organe in den anderen Brennpunkt gebracht werden, ist eine beinahe hundertprozentige Konzentration der Strahlen erreicht.“

„Jetzt hatte es Sinn, mit Säugetieren zu experimentieren. Es gelang über Erwarten. Dann wagte ich mich an Menschen — aber jetzt mit besseren Hilfsmitteln, als damals in Deutschland.“

Meine ersten Versuche mit Eskimos hatten erstaunlichen Erfolg“, fuhr Grosni fort. „Ich gewann das Vertrauen der Eskimos durch einige ans Wunderbare grenzende Heilungen — auch ein Erfolg meiner nach

Wellenlängen ausgesiebten Strahlen. Ich wurde ihr großer Zauberer.”

„Und jetzt ist Eure Methode vollkommen, Meister.”

„Ja. Und gefahrlos. Ich habe mit ihr deinen Freund Günther Kern veredelt in der ersten Nacht seiner Ankunft. Er empfing dieselben Strahlen wie Peter Born. Er kann Übermenschen zeugen — aber er weiß es nicht . . .”

Günther sprang erregt auf. „Du Schuft!” brüllte er und die Wort hallten im anderen Brennpunkt wie dröhnende Donnerschläge.

Grosni und Wagner fuhren zusammen. Dann drehte Grosni einen Schalter — das Ellipsoid erstrahlte plötzlich in Tageshelle.

Günther ballte die Fäuste. Er wollte über die Brücke auf Grosni zustürmen.

„Halt!” schrie Grosni mit seiner schrecklichen Stimme. „Keinen Schritt — wenn dir dein Leben lieb ist.” Er drehte wieder an einem Hebel und im gleichen Augenblick schoben sich die Brücken, die die Bühnen mit den Türen und untereinander verbanden, teleskopartig ineinander. Günther stand isoliert auf der Bühne seines Brennpunktes. Er war gefangen.

„Du hast mich belauscht, Günther Kern”, sagte Grosni in eisiger Ruhe. „Du kennst jetzt mein Geheimnis. Du weißt zuviel. Ich muß dich töten. Ich werde in diesem Brennpunkt die grüne Lampe einschalten . . . in wenigen Minuten bist du zu einem Häufchen Asche verbrannt.”

Günther zweifelte keinen Augenblick an der Wahrheit dieser Worte. Er hatte ja gesehen, welche Wirkungen schon ein harmloses Streichholz hatte, wenn seine Strahlen sich im Brennpunkt des Ellipsoids vereinigten. Und hatte nicht Peter Born in seinen Delirien etwas von einer grünen Lampe gerufen?

„Ich habe dich gewarnt, Günther —”, zischte Wagner. „Deine verfluchte Neugierde . . .” Es klang kalt und mitleidlos.

Günther stand hochauferichtet, die Arme über der Brust verschränkt. Er erwartete den Tod wie ein Mann. Grosni hatte die Hand an einem Schalter . . .

Er blickte Günther durchdringend an, dann ließ er plötzlich die Hand sinken und schüttelte den Kopf.

„Nein . . .”, sagte er langsam. „Du bist ein ganzer Mann, Günther Kern. Das Schicksal hat dich zu Großem bestimmt . . .”

Wagner, Günther und Ospil saßen an einem runden Tisch in Grosnis Arbeitszimmer. Grosni blickte sinnend von einem zum andern. Er prüfte die Wirkung seiner Erzählung auf ihren Mienen. Er schien befriedigt.

„Ich habe euch erzählt, wie ich diese Insel entdeckte, wie ich das Uranerz fand—”, fuhr er fort.

„Ich erwarb enorme Reichtümer. Ich kaufte ein Schiff, bemannte es mit Eskimos und setzte die Ausbeutung des Erzlagers in immer größerem Maßstab fort. Ich richtete mich ein in den großen Höhlen, auf denen jetzt Ljodokoll steht. Das Ellipsoid ist zum größten Teil eine natürliche Höhle, die ich durch meine Eskimos nur weiter auszuhacken lassen brauchte, um ihr die richtige Form zu geben. Ich zog immer neue Scharen Eskimos ins Dollinatal — ich brauchte Arbeiter.

Es gelang mir der große Wurf der Erschaffung der Ipsoiden. Ich bestrahlte allmählich alle Eskimos, ohne daß sie es ahnten, während sie im Ellipsoid

arbeiteten. Ihre Kinder waren Ipsoiden.

Die euch bekannte Frühreife der Ipsoiden und eine geeignete Hormondität machten es möglich, daß schon nach sieben bis acht Jahren die zweite Generation geboren wurde. Jetzt bevölkerte das Tal sich schnell — die Eskimos starben allmählich aus. Ich regierte mit eiserner Strenge. Sie nannten mich Grosni — den Schrecklichen. Mein wahrer Name ist jedoch Alexander Duchowsky.

Ich ließ Ljodokoll bauen — zehn Sommer wurde daran gearbeitet. Ich legte das moderne Bergwerk an. Ich ließ Maschinen und Apparate aller Art aus Europa kommen — ich ließ Schiffe nach meinen Entwürfen auf deutschen und englischen Werften bauen. Man schüttelte in Europa den Kopf über meine Aufträge. Man hielt sie für die verrückten Ideen eines amerikanischen Millionärs.”

Grosni stand auf.

„Ihr kennt jetzt die Geschichte Ljodokolls und der Ipsoiden — die Vergangenheit und die Gegenwart. Was die Zukunft betrifft und ihre Möglichkeiten kenne ich eure Ansichten. Ich will sie mir durch den Kopf gehen lassen und werde tun, was mir gut dünkt.”

Er entließ seine Gäste mit einer Handbewegung,

Um die hohen Mauern Ljodokolls wütete der Schneesturm. Grau in grau schien die Außenwelt durch die Spitzbogenfenster . . . es war das richtige Wetter für Günthers Stimmung. Er saß mit Elloida in einem Turmzimmer und las ihr aus Theodor Storms Gedichten vor. „Wir wollen uns den grauen Tag vergolden, ja vergolden.”

„Wie schön —”, sagte das Mädchen und warf einen ungeduldigen Blick auf Platjinka, die Vogelfrau, die mit dem Ausfegen des Zimmers heute gar nicht fertig werden wollte: Wahrscheinlich registrierte Platjinkas merkwürdiges Gedächtnis die ihr unverständlichen fremden Worte und fügte Storms Gedichte zu ihrem Vorrat.

„Weißt du, daß Elli mir heute morgen eine Grammophonplatte geschenkt hat, Orjol? Sie fand sie in ihrem Koffer. Sie sagte, sie könne sie doch nicht verstehen, es sei Ultraschall.”

Günther horchte erstaunt auf. Das mußte die Platte vom brüllenden Nordlicht sein. Die Platte Peter Borns. Er hatte gar nicht gewußt, daß Elli die Platte bei sich hatte.

„Darf ich sie abdrehen?” fragte Elloida. „Ich bin so neugierig.”

Günther nickte. Elloida hatte an ihrem modernen Radioapparat eine Einrichtung zum Abdrehen von Grammophonplatten. Geschäftig öffnete sie den Kasten, legte die Platte auf.

Für Günthers Ohr blieb alles still. Er dachte an den Winterabend, an dem Elli Wagner hatte tanzen wollen — an dem die schweigende Platte die erste unbegriffene Kunde aus Kolokol gebracht hatte. Ja — so hatte es angefangen. Das war nun schon beinahe ein Jahr her . . . das merkwürdigste Jahr seines Lebens . . .

Elloida lauschte andächtig dem Brüllen des Nordlichtes. Auch Platjinka hatte

den Besen sinken lassen — ein verträumter Bück kam in ihre kleinen Augen.

Dann kam das bekannte „Klick“ — das einzige, was Günthers Ohr hören konnte — die Platte stand still.

„Aber die Platte ist ja noch gar nicht fertig!“ rief Elloida. Ehe Günther sie daran hindern konnte, hatte sie die Nadel versetzt und den Apparat wieder in Bewegung gebracht.

Ein kratzendes Geräusch . . . dann: „Hilfe! Hilfe!“ gellte es aus dem Apparat. „Um Gottes Willen — rettet mich . . .“ Es folgte der herzerreißende, entsetzliche Schrei . . .

Ein zweiter, ebensolcher Schrei schallte durch das kleine Zimmer. Günther und Elloida fuhren erschrocken herum — Platjinka hatte ihn ausgestoßen. Sie stand starr — die kleinen Augen geschlossen, wie in Trance.

„Peter — verlaß mich nicht —“ schrie sie mit ihrer zwitschernden Stimme in eigenartigem, aber verständlichem Deutsch. „Peter — mein Peter — laß deine Helen nicht allein in diesem Land des Grauens. Laß mich nicht in den Händen dieses Grosni — dieses Schrecklichen, Peter . . .“ Wieder ein entsetzlicher Schrei.

Mit weit aufgerissenen Augen starrte Elloida die Vogelkopffrau an. Sie war kreidebleich — sie zitterte am ganzen Körper.

„Er ist fort —“, schrie Platjinka herzerreißend. „Er glaubt mir nicht — er hat mich verlassen. Er hat Ospil mitgenommen — er hat unseren Jungen mitgenommen in Nacht und Eis . . . Peter, mein Peter — warum hast du mir nicht geglaubt? Es ist dein Kind, das ich unterm Herzen trage — dein Kind, Peter. Hast du nicht begriffen, daß ich lügen mußte, um dich zu retten? Daß ich diesem Schrecklichen die Liebe nur heuchelte?“ Die Stimme wurde klagend — weinerlich. „Ich hatte solche Angst um dich, Peter . . . Der Schreckliche wußte, daß du die Ipsoiden gegen ihn aufwiegeltest. Er haßte dich — du standest ihm im Wege. Er nahm dich gefangen . . .“

Wieder ein Schrei — Platjinkas Stimme wurde wieder laut, beinahe kreischend.

„Mein Gott — wie du gebunden warst. . . wie sie dich in jenes grausige Gewölbe schleppten . . . Grosni hatte die Hand am Hebel . . . er wollte die grüne Lampe einschalten . . . er wollte dich lebend verbrennen, Peter! Ich fiel vor ihm nieder — ich umklammerte seine Knie . . . ich bat und flehte. Aber der Grausame schaltete die Lampe ein . . . Da verfiel ich auf den einzigen Ausweg, der dich retten konnte. Ich sagte, ich liebte ihn, den Schrecklichen.

Er solle dich laufen lassen, ich hätte genug von dir . . . Es half — er löschte das grüne Licht. Grosni schloß mich in seine Arme . . . Oh Peter, wenn du wüßtest, was ich gelitten habe . . . Er ließ dich ziehen, Peter . . . warum nimmst du mich nicht mit? Warum glaubtest du deiner Helen nicht? Ich habe geweint — gefleht — gebetet . . . Du sahst mich in seinen Armen. Du verfluchtest mich . . . Du, mein Einziger, für den ich alles geopfert habe. Für den ich Vater und Mutter verlassen habe. Dem ich gefolgt bin in Eis und Einsamkeit. Es ist dein Kind, Peter. Warum glaubst du mir nicht? Dein Kind — wie unser Ospil . . .

Er ist fort — er hat mich verlassen . . . er hat mir Ospil genommen . . . Und ich muß bei diesem Grosni bleiben — muß Liebe heucheln, um des Kindes willen

. . . Er würde es töten, der Schreckliche — Grosni würde es töten, wenn er wüßte, daß es dein Kind ist, Peter . . . Peter! Peter — Peter . . .”

Elloida hatte die Hände vors Gesicht geschlagen. Ein herzerreißendes Schluchzen schüttelte ihren schlanken Körper . . .

Sie hatte begriffen . . .

Das Unglück war über Grosni hereingebrochen. Die Früchte seiner Experimente, die Diospille, waren gegen ihn aufgestanden.

Zu gleicher Zeit erfuhr Grosni eine weitere Schreckensnachricht: Man hatte das Hormondepot erbrochen und alle Vorräte geraubt . . .

Über Grosnis Arbeitszimmer befand sich ein Raum, dessen Existenz den meisten Bewohnern Ljodokolls unbekannt war. Grosnis Zimmer war mit ihm durch eine hinter der Täfelung verborgenen Treppe verbunden. Von diesem Raum führten geheime Gänge nach verschiedenen Teilen des Schlosses. Sie waren geschickt in den breiten Steinmauern ausgespart. Der Raum enthielt eine Anzahl Telefone und Mikrophone — Signal- und Alarmapparate aller Art. Es war die geheime Zentrale — die Befehlsstelle für den Fall einer Verteidigung des Schlosses.

Grosni stand in der Mitte dieses Raumes im Gespräch mit Odjin. Odjin war der Chef der geheimen Polizei Kolokols.

„Ich habe die Sache mit dem Hormonendiebstahl untersucht“, erstattete Odjin Meldung. „Der Diebstahl hat bereits vor zwei Tagen stattgefunden.“

Grosni machte eine gleichgültige Handbewegung.

„Es war natürlich Ospil?“ fragte er kurz.

„Ja. Er hat seine Aktion gut vorbereitet. Soeben erhalte ich Bericht, daß er schon heute morgen angefangen hat, heimlich Hormonrationen unter den Iskranen zu verteilen. Er scheint sich aufspielen zu wollen als der Prophet Iskras. Er hat schon lange gehetzt — die Zahl der Grosianer ist die letzte Zeit immer kleiner geworden.“

„Bah —“, machte Grosni verächtlich.

„Unterschätzen Sie das nicht. Grosni“, sagte Odjin ernst. Um seine dünnen Lippen lag ein Zug grausamer Entschlossenheit. „Er wird den Leuten Iskra zur Königin versprechen . . . er wird ihnen das Unmögliche versprechen. Sehen Sie — das Tal erwacht. Schon flammen überall die Feuer auf.“

Er wies auf das breite, aber niedrige Glasfenster.

„Wie lauten die letzten Meldungen aus Grud?“ fragte Grosni einen der Ipsoiden am Telefon.

„Gromm meldet, daß die Diospille einen Teil des Bergwerks besetzt haben, der an Ovrák grenzt. Aber er hat alle Verbindungsstollen sprengen lassen bis auf einen, den Stollen B3. In B3 ist ein Maschinengewehr aufgestellt — er hält sie damit in Schach.“

„Gut. Sonst noch etwas?“

Ein Summen ertönte — man hörte ein Knacken im Kopfhörer des Mannes — eifrig fuhr sein Bleistift über das Papier.

Grosni wartete schweigend.

„Eine neue Meldung aus Grud. Gromm fragte, ob er die Stollen der Diospille

vergasen soll.”

Grosni überlegte. „Er soll eine Abteilung über das Eis nach Ovrák schicken und die Eingänge zu den Höhlen der Diospille abriegeln. Wenn es ihm gelungen ist, ihnen den Rückzug abzuschneiden, darf er Gas gebrauchen.”

Der Mann schrieb und gab den Befehl hastig weiter

„Wir werden das ganze verfluchte Nest ausräuchern!” lächelte der Schreckliche mitleidlos.

Odjin wies zum Fenster.

„Der Aufstand breitet sich aus — sie scheinen die Häuser der Grosnianer in Brand zu stecken.”

Tief unten im Tal sah man jetzt an verschiedenen Punkten große Feuer aufflammen. Dazwischen waren Hunderte kleiner roter Lichtpunkte, wohl Fackeln.

„Macht das Fenster auf —”, gebot Grosni.

Einer der Ipsoiden drückte auf einen Hebel — die dicken Spiegelglasscheiben schoben sich geräuschlos zur Seite. Die kalte Nachtluft drang herein. Man hörte weit in der Ferne ein unbestimmtes Geräusch, wie ein Raunen. Das Stimmengeräusch einer riesigen Volksmenge.

Um den harten Mund des Schrecklichen spielte ein grausames Lächeln.

„Gut. Du kennst deine Instruktionen. Laß sie ganz dicht an das Schloß herankommen. Kein Schuß — kein Lebenszeichen. Sie sind wie toll in ihrem Hormonrausch — sie werden jede Vorsicht vergessen. Erst im allerletzten Augenblick gibst du das Signal. Dann flammen gleichzeitig alle Scheinwerfer auf — dann rattern alle Maschinengewehre. Ich will ihnen einen Denkart geben, den sie nicht so bald vergessen.”

Er nickte Odjin kurz zu und stieg die kleine Wendeltreppe hinab, die zu seinem Arbeitszimmer führte.

Hier warteten Wagner und der gewaltige Neandertaler auf ihn.

„Was gibt es, Meister?” fragte Wagner ängstlich. „Das ganze Schloß ist in Aufregung. Man hat Maschinengewehre in die Laboratorien gebracht.”

„Ospil hat die Iskranen gegen mich in Aufstand gebracht”, sagte Grosni ruhig.

„Er hat sie mit Hormonen überschwemmt — er scheint das Schloß stürmen zu wollen.”

Der gläubige Thomas wurde kreidebleich. „Entsetzlich . . .”, sagte er mit zitternder Stimme.

Grosni betrachtete seinen Assistenten spöttisch. „Du bist ein Held der Wissenschaft, Thomas Wagner, aber kein Held der Schlacht. Am besten hältst du dich zurück. Ich weiß nicht, ob Ospil sich auch Waffen verschafft hat — aber es ist wohl anzunehmen. Er ist kein Dummkopf. Bleib weg von den Fenstern — es werden vielleicht ein paar Kugeln hereinfliegen.”

„Was ist mit Iskra . . . ich meine Fräulein Elloida, Meister?” stotterte Wagner.

„Iskra verläßt mit Günther Kern die Insel. Vielleicht haben sie jetzt schon Ljodokoll verlassen”, erklärte Grosni.

Ein drohendes Knurren, wie von einem Tier, erklingt hinter ihm. Aber Grosni beachtet es nicht, vielleicht geht es auch verloren in dem allgemeinen Lärm.

„Ich will Iskra nie wiedersehen —“, fährt Grosni fort, und in seiner Stimme zittert lang verhaltene Erregung. „Ich hasse diese Iskra, die aus Lüge und Betrug geboren ist! Verflucht sei Iskra . . .“

Er stockt plötzlich. Ein wildes Gebrüll, wie von einem verwundeten Raubtier, erklingt im Zimmer. Es ist Truds Antwort auf die Schmähung der göttlichen Iskra, auf das „Verflucht sei Iskra“, dessen Sinn er verstanden hat. Grosnis Blick fällt auf den großen Spiegel hinter seinem Schreibtisch. Seine Züge erstarren in tödlichen Schrecken . . .

Mit einem Aufschrei weicht Grosni vor dem schrecklichen Bilde zurück. Er hält wohl im Halbdunkel und in der Verwirrung des Augenblicks das Spiegelbild für die Wirklichkeit — begreift nicht, daß die Gefahr hinter ihm steht — daß er ihr durch sein Zurückweichen gerade in die Arme läuft.

„Meine Werke stehen gegen mich auf . . .“, stöhnt er, „ich habe gegen die Götter gefrevelt . . .“

Seine Arme sind wie gelähmt — seine entsetzten Augen kommen nicht los von der schrecklichen Gestalt im Spiegel.

Er schreit auf — aber der Schrei geht unter in dem tierischen Brüllen des Urmenschen.

Schon haben sich die behaarten Arme Truds von hinten um seinen Körper geschlossen und pressen die starke Gestalt Grosnis zusammen, als wenn es Pappe wäre . . .

Schreckensbleich lehnt Wagner gegen die Wand. Halb wahnsinnig vor Angst sieht er das Furchtbare geschehen.

Dann erlahmt die tierische Wut Truds. Seinen Arme sinken herab. Ein lebloser Körper fällt auf den Boden.

In Alexander Duchowskys Zimmer schluchzt Trud über der Leiche des Schrecklichen. Wagner ist einen Schritt vorwärts getreten — ein unheimliches Feuer brennt in seinen Augen.

„Ich bin sein Erbe . . .“, flüstert er. Dann — lauter — kühner: „Ich bin jetzt der Herr in Ljodokoll!“

Die Tür wird aufgerissen, Günther erscheint auf der Schwelle. Mit einem Blick übersieht er die Lage — begreift . . .

Erschüttert steht er einen Augenblick schweigend — ehrfürchtig beugt er das Haupt vor der Allgewalt des Todes.

„Grosni ist tot!“ schreit Wagner auf. „Ich bin der Herr in Ljodokoll!“

Er eilt an Günther vorbei — er läuft in den Gang.

„Grosni ist tot!“ schreit er wie wahnsinnig. „Ich bin der Herr — ich bin Herr in Ljodokoll!“

Günther fährt auf — er erkennt die Gefahr. Brutal reißt er Wagner zurück.

„Willst du still sein, Narr! Bist du wahnsinnig? Grosnis Tod muß geheim bleiben!“

Aber Wagner beachtet ihn nicht. „Grosni ist tot! Grosni ist tot!“ schreit er wie ein Verrückter. Seine Augen flackern unheimlich — hat er den Verstand verloren?

Kurz entschlossen schlägt Günther ihn auf den Mund. Der Schlag trifft hart —

Thomas Wagner stürzt zu Boden.

Es ist zu spät. Von allen Seiten kommen Ipsoiden gelaufen — drängen zur offenen Tür. Günther will die Tür schließen — zu spät. Sie haben die leblose Gestalt des Schrecklichen erkannt.

„Grosni ist tot!“ schallt es jetzt durch die endlosen Gänge, durch die hohen Galerien. „Grosni ist tot!“

Der Schrei pflanzt sich fort von Galerie zu Galerie — von Stockwerk zu Stockwerk.

Günther rennt ins Zimmer, zum Schreibtisch. Er reißt alle Schubfächer heraus — er sucht . . . sucht . . . Aber er kann den rettenden Schlüssel nicht finden.

Plötzlich wird es totenstill im Schloß. Was bedeutet das? Günther wirft einen Blick durchs Fenster. Tief unter ihm — ganz nahe am Schloß — lodern Feuer, leuchten Fackeln, spiegelt ihr roter Schein sich wider in den Gesichtern der tausendköpfigen Menge. Aber auch dort unten ist es still. Es ist, als ob Kolokol den Atem anhielte.

Dann plötzlich ein einziger, brausender Aufschrei aus tausend Kehlen.

„Iskra!“

„Iskra! — Iskra!“ schallt es jetzt auch im Schloß, hallt es aus allen Galerien.

Der Neandertaler richtet sich hoch auf. Er horcht — dann springt er auf. Seine Augen funkeln. Er stößt einen rauhen Laut aus — es soll wohl „Iskra“ heißen und rennt in den Gang, überall flammen plötzlich wieder die Lampen auf.

Ein Mann stürmt ins Zimmer — ein Mann im Pelz. Es ist der Arzt Schuba.

„Odjin hat das Schloß übergeben!“ schreit der sonst so stille Mann wie besessen. „Iskra ist zur Königin ausgerufen worden. Ospil wird ihr Statthalter. Er hat Odjin zum ersten Minister ernannt . . . Odjin, meinen ärgsten Feind!“ Maßlose Angst verzerrt sein Gesicht.

„Schuba — ich muß Grosnis Schlüssel haben“, brüllt Günther den verängstigten Arzt an. „Wo hat er seine Geheimschlüssel?“

„Da — auf der Brust —“, stammelt Schuba verwirrt.

Günther beugt sich über den Toten. Er reißt ihm den Rock auf. Gott sei gelobt! Die Schlüssel!

Ohne sich um Grosnis verängstigte Kreaturen zu kümmern, rennt er ins Schloß — durch die endlosen Gänge — die Treppen hinunter.

Er kommt in ein halbdunkles Gewölbe — wie eine Kapelle sieht es aus. Endlich! Das Ellipsoid!

Eine der Bronzetüren ist offen — eine Gestalt im weißen Pelz steht davor.

„Elloida!“ jauchzt Günther.

Von der anderen Seite her erklingt ein höhnisches Lachen. Ospil stürmt heran — hundert braune Gestalten drängen sich hinter ihm. „Hoi-ja-ho“, der wilde Schrei der Ipsoiden, hallt grausig durch das Gewölbe. Günther springt in die rettende Tür. Er will das Mädchen nach sich ziehen . . . aber mit eiserner Faust reißt Ospil sie zurück.

„Iskra! Iskra!“ jubeln die braunen Gestalten.

Donnernd fliegt die Bronzetür zu. Sie schlägt Günther ins Gesicht, daß er

taumelt. Es ist plötzlich still um ihn und dunkel — nur gedämpft klingt das rhythmische Is-kra — Is-kra und das Hohngelächter Ospils durch die schwere Tür.

Rasend rüttelt Günther an der Tür. Er hämmert mit seinen Fäusten gegen die harte Bronze wie ein Wahnsinniger.

„Elloida! Elloida!“ schreit er verzweifelt.

„Orjol!“ hört Günther plötzlich eine Stimme tief unter sich. „Ich bin doch hier — deine Oida ist hier.“

Verwirrt läßt er von der Tür ab — blickt in die Dunkelheit hinunter. Tief unten, am Boden des riesigen Hohlraums, bewegt sich ein kleiner Lichtschein, der Lichtkegel einer Stablampe — irrt suchend über die spiegelglatten Wände.

„Oida — bist du es wirklich?“

„Ja. Ich suche die geheime Tür zum Gang — aber ich kann sie nicht finden.“

Günther läuft zur Bühne im Brennpunkt. Er klettert an den eisernen Streben hinab, die sie tragen. Einen Augenblick später hat er das Mädchen in seine Arme geschlossen.

„Also Elli war die Gestalt im weißen Pelz . . .“, sagt Günther erschüttert und erleichtert zugleich. „Nun ist Elli in Ospils Händen . . .“

Schweigend sehen sie sich an bei dem ungewissen Licht der kleinen Lampe, das seltsame Kurven auf die Wände des Ellipsoids zeichnet.

Gemeinsam suchen sie an den glatten Wänden nach einer Ritze oder einem Schlüsselloch. Aber wie sie auch suchen — sie können die Tür nicht finden.

Endlich entdecken sie einen Spalt. Nur einer der Schlüssel Grosnis ist so flach, daß er in diesen paßt. Ein Klang von Metall auf Metall ertönt — dann weicht ein viereckiges Stück des Bodens plötzlich langsam zurück. Eine gähnende schwarze Öffnung zeigt sich.

„Ah —“, ruft eine rauhe Stimme aus der Öffnung. „Endlich! Gott sei Dank!“

Ein verwilderter, bärtiger Kopf erscheint. Es ist nicht der Kopf eines Ipsoiden. Die wirren Haare sind blond — die Augen blau.

Verwundert blickt Günther auf die geisterhafte Erscheinung. Rief der Mann nicht „Endlich“ und „Gott sei Dank“? Spricht er Deutsch?

„Wer sind Sie?“

„Wer ich bin?“ antwortet die Erscheinung mit einem wilden Lachen. „Ein Stück Dreck bin ich — ein Aussätziger . . . ich bin Tschort, der Teufel . . . ich bin der König der Diospille. Aber lieber gehe ich wieder in dieses verwünschte Schloß und ergebe mich dem dreimalverfluchten Grosni, als daß ich in diesen Rattenlöchern im Gas verrecke . . .“ Ein Hustenanfall schüttelt ihn.

„Vielleicht ist das Gas noch nicht bis zu dem Wetterschacht vorgedrungen, der nach dem Ribbagletscher abzweigt“, sagt Günther. „Wir müssen es auf alle Fälle versuchen.“

In kurzen Worten erklärt er Tschort die Lage. Schulterzuckend und mit sichtlichem Widerwillen steigt der Mann in den Gang zurück. Elloida und Günther folgen. Sorgfältig schließt Günther die Metaltür hinter ihnen.

„Wo sind die Diospille“, fragt Günther ihren wilden Begleiter. Der Gedanke, diesen grausigen Geschöpfen noch einmal begegnen zu müssen, ist nicht gerade angenehm.

„Tot —“, sagt der König der Diospille gleichgültig. „Erschossen oder im Gas verreckt.“ Er scheint wenig Sympathie für seine Untertanen zu haben.

„Sind Sie der weiße Mann, der früher im Bergwerk tätig war? Ich dachte, der wäre übers Eis entflohen?“

„War ich auch . . . ich war eine Woche auf dem Eise . . . Die schwimmhäutigen Schufte haben mich wieder eingefangen. Grosni schickte mich zur Strafe in die Höhlen Ovraks — zu den Diospillen. Er dachte wohl, die Scheusale würden mich auffressen . . . haha — statt dessen machten sie mich zu ihrem König.“

„Aber wie kommen Sie überhaupt nach Kolokol?“

„Schiffbruch“, erwiderte Tschort lakonisch. „Ich wurde von einem Ipsoidenschiff gerettet und nach Gawan gebracht. Grosni versprach, mich im nächsten Sommer nach Hause zu schicken — er benutzte mich zu allen möglichen Arbeiten im Bergwerk und im Hafen. Ich habe wie ein Pferd gearbeitet — ich wollte mir die Freiheit verdienen. Aber er hielt sein Versprechen nicht. Erst kam er mit allen möglichen Ausreden — schließlich gab er offen zu, daß er mich nicht weglassen wolle aus Angst, ich könnte das Geheimnis der Insel verraten. Mein Gott, wenn Sie wüßten, was ich alles durchgemacht habe . . .“

Günther will weitere Fragen stellen. Aber Tschort bekommt einen Hustenanfall und winkt ab. Das Laufen und Sprechen mit der vom Gas gereizten Kehle strengt ihn wohl zu sehr an.

Auf einmal muß Günther niesen. Ein scharfer Geruch ist in der Luft. Auch Elloida hält inne und leuchtet mit der Stablampe in den endlosen Stollen.

„Da!“ ruft Tschort. „Was hab' ich Ihnen gesagt? Das Gas —“

Ein dichter, graugrüner Nebel ist vor ihnen und füllt den ganzen Stollen. Er scheint sich langsam auf sie zu bewegen — drohend — grauenhaft . . .

Elloida beleuchtet die Stollenwände — sie denkt nach. An einer Stelle ist das Holz naß und halb verfault. Tropfen eiskalten Wassers fallen von der Decke.

„Hier —“, ruft Elloida plötzlich. „Rechts!“

Im nächsten Augenblick ist sie in einer kleinen Öffnung verschwunden, die schräg nach oben führt. Günther und Tschort folgen ihr.

Einige Augenblicke später schlägt ihnen ein Strom eiskalter frischer Luft entgegen. Sie reißen sich die Tücher ab und pumpen ihre Lungen voll Luft — es ist die höchste Zeit. Einige Minuten ruhen sie sich aus.

„Wie konnte das Fräulein so schnell die Öffnung finden in dem Nebel?“ fragte Tschort erstaunt.

„Elloida kann im Nebel sehen“, antwortet ihm Günther lächelnd.

„Elloida? Iskra?“ Tschort pfeift leise durch die Zähne. „Sie entführen dem alten Grosni die Tochter? Auch ein Witz . . .“

Günther sieht sich um. Sie sind in einer schmalen Felshöhle — an den Wänden tropft Wasser herab. Aber er sieht keinen Ausgang. Fragend blickt er das Mädchen an.

„Hier —“, sagt Elloida und zeigt schräg nach oben. „Wir müssen klettern — es geht in die Gletscher.“

Endlich haben sie die Spalte gemeistert, über ihnen ist wieder freier Himmel, der Polarhimmel. Millionen Sterne glitzern und funkeln in zauberhafter

Pracht.

Weit in der Ferne, oben auf dem Gletscher, glänzt das Wunderschloß Ljodokoll. Alle Lichter brennen — mit seinen zahllosen, hell erleuchteten Fenstern sieht es aus wie ein ferner Christbaum mitten im Eis.

Sinnend blicken Elloida und Günther zurück.

„Daß wir Elli zurücklassen mußten . . .“, seufzt das Mädchen.

„Ja —“, erwidert Günther, „und doch . . . ich weiß nicht. Vielleicht ist es besser so. Sie liebt diesen Ospil — es ist ihr Schicksal. Nun, da du fort bist, Oida, wird Ospil vielleicht wieder zu ihr wie einst . . .“

Vom Fjord her blitzt es auf — ein blauweißes, blendendes Feuer.

„Eine Magnesiumfackel!“ ruft Günther. „Das muß Klaus sein.“

„Wer?“ fragt Tschort.

„Klaus Strohmeyer, unser junger Freund. Er wartet am Ribbafjord mit Schlitten und Hunden.“

Der Diospillenkönig will etwas sagen, aber ein Hustenanfall verhindert ihn am Sprechen.

Der Marsch über den Gletscher ist nach den Schrecknissen der letzten Stunden wie eine Erholung, trotz der bitteren Kälte.

„A-hoi!“ ruft Elloida mit ihrer hellen Stimme.

„A-hoi . . .“ antwortet es vom Fjord her.

Große weiße Tiere springen aus dem Dunkel auf sie zu. Elloidas Glockenhunde! Mit einem wilden „Hoi-ja-ho!“ begrüßt das Mädchen ihre vierfüßigen Freunde. Die Hunde stimmen ein Freudengeheul an, springen an ihr hoch und können sich kaum beruhigen.

Jetzt kommt auch Klaus. Wie ein kleiner Weihnachtsmann sieht er aus.

„Tag, Fräulein Elloida — Tag Herr Kern —“, begrüßt der tapfere Junge seine Freunde, als ob dieses Wiedersehen in Nacht und Eis die selbstverständlichste Sache von der Welt wäre. „Tag . . .“ Erstaunt blickt er den verwilderten Mann an. „Nanu — wer ist denn das?“

Tschort kommt auf den Jungen zu.

„Heißt du Klaus Strohmeyer?“ fragt er heiser.

„Klar. Aber . . .“

Tschort läßt ihn nicht ausreden. „Aus Finkenwärder?“ fragt er aufgeregt.

„Klar . . .“

„Heißt deine Mutter Greta? Ist sie eine geborene Renner?“

„Woher wissen Sie . . .“

„Klaus!“ schreit der König der Diospille.

„Klaus! Mein Sohn!“ Er reißt den Jungen an sich — der verwilderte Mann schluchzt wie ein Kind.

Klaus Strohmeyer hat seinen Vater gefunden. Sein Glaube hat ihn nicht betrogen.

ENDE

Der Kenner liest Luna - Weltall - Romane

Ein fürchterlicher Atomkrieg

hat die gesamte Erde verwüstet. Nachfolgende gewaltige Erdbeben, Springfluten, Hungersnöte vernichten den letzten Rest menschlicher Zivilisation.

Überall wütet die weiße Pest. Angst und Verzweiflung schütteln die wenigen überlebenden. Mordend und plündernd ziehen atomverseuchte Heerhaufen durch die Lande. Jeder denkt nur an sich selbst, verteidigt wie ein Wolf sein Leben.

In dieser Stunde der Verzweiflung gelingt es einigen Wissenschaftlern, einen Funkspruch aus fernen Welten aufzufangen. Ein Raumschiff mit Lebewesen eines fremden Planeten ist unterwegs zur Erde. Sie wollen den Menschen helfen.

Kann das Unheil der völligen Vernichtung noch einmal gebannt werden?

Alle hoffen inbrünstig auf diese

Botschaft aus dem Universum

In diesem Luna-Weltall-Roman Nr. 43 führt uns der Autor Jim Gray mit aufrüttelnder Eindringlichkeit die möglichen Folgen eines Atomkrieges vor Augen.

Dieser Roman erscheint im Walter Lehning Verlag GmbH, Hannover, Ferdinandstraße 19, Lehning-Haus. Fernruf: Hannover, Sammelnummer 26245/46. — Telegramm-Adresse: Lehningverlag. Fernschreiber: 922278 lehning-han. — Preis: pro Heft DM —,60. Vertrieb in Österreich und verantwortlich für die Herausgabe in Österreich: Farago & Co., Baden bei Wien. Dieser Roman darf in Leihbüchereien nicht verliehen und zum gewerbsmäßigen Umlauf nicht verwendet werden. Keine Ersatzansprüche bei Störung durch höhere Gewalt. Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt der Verlag keine Haftung. Anzeigen zur Zeit nach Preisliste 4/1957. Gesamtherstellung: Druckhaus Lichterfelde GmbH, Berlin. — Printed in Germany.

SCAN, KORREKTUR UND LAYOUT
HERRY
18.11.2002